HEFT 1 JANUAR 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

IG Metall:
Geld oder Kampf?
Gen-Technik:
Braune Medizin?
Baader-Meinhof:
Ein Krimi?

AIDS in der Schwarzwaldklinik

Die Wende im Zeitgeist

in konkret Januar 1986

von Konkret

an Konkret

AIDS in der Schwarzwaldklinik von Hermann L. Gremliza

Magazin

Am Vergleich zu 1984 ist unsere Kampfkraft wesentlich verbessert«
von Hans Janßen, Hermann L. Gremliza

Zu einem Zeitpunkt, da die Kohl-Regierung um Streikrecht rüttelt, fragen sich die Gewerkschaften: Arbeitszeitverkürzung oder mehr Lohn? Oder beides? Mit Hans Janßen sprach Hermann L. Gremliza

DER DEO-SEIDEN-HEMD-KOMPLEX von Hermann L. Gremliza

Ulrike Meinhof starb am 9. Mai 1976 in Stammheim, um 18. Oktober wurden Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe in ihren Zellen tot aufgefunden. Fast ein Jahrzehnt danach erschien jetzt ein Buch, das die Geschichte der RAF und Ihrer Gründer zu erzählen verspricht: »Der Baader Meinhof Komplex« von Stefan Aust

Der Volksturm im Saale von Helmut Haller, Reinhard Müller

Die rechtsradikale »Konservative Aktion« (KA) ha zwecks »Verteidigung der Werte des Abendlandes« zu Lande, zu Wässer und in der Luft nach Hamburg geladen. Und alle kamen. Helmut Haller und Reinhard Müller waren dabei und erstatten Rapport.

Mit vollem Rüstungsrohr ins neue Jahr von Jürgen Reents

Auch 1986 gibt die Bundesregierung wieder das meiste Geld für den Bereich Arbeit und Soziales aus - so war es überall zu hören und zu lesen. Das ist schlicht gelogen. Der größte Anteil des Bundeshaushalts geht weiterhin in die Vor-, Nach- und Hochrüstung.

Kommunisten-Fresser von Oswald Iten

Auf den Philippinen mehren sich die Erfolge der 20 000 Guerilleros der New People's Army (NPA). In drei Jahren, so prophezeien die Revolutionäre, werden sie das militärische Patt mit den Marcos-Streitkräften erreicht haben. Marcos scheut im Kampf gegen die NPA keine Mittel. Auf der umkämpften Insel Mindanao wüten unter seinem Schutz fanatische Sektierer gegen die »gottlosen Kommunisten« oder wen sie gerade dafür halten., Marcos selbst hat für den 7. Februar Präsidentschaftswahlen angesetzt als eine Inszenierung, die hauptsächlich für das Fernsehen in den USA gedacht ist

CIA zeigt was er kann von Konrad Ege

Die Zeiten sind vorbei, da die USA nur heimlich, still und möglichst leise antikommunistische Bewegungen mit aller gebotenen Kraft unterstützten. Die Hilfe kommt jetzt offen. Jetzt muß, wo immer die USA mitmischen, aber auch gesiegt werden.

Landeinwärts Rübenkraut von Rüdiger Grothues

Abdankung eines Provinzlers an die Provinz

Menschen-Zucht und Gen-Ordnung von Karl Heinz Roth

Die Reproduktionsmedizin mit Samenbank und Embryotransfer hat eine blutige Vorgeschichte. Als Beitrag zur »positiven Selektion« ergänzte sie das Ausmerzungs-Programm der Nazis

FREMD-ARBEITER von Peter Dahl

Die Nationalsozialisten haben die Arbeitslosigkeit abgeschafft. Radikal. Wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde ganz abgeschafft. Besonders die »Fremdarbeiter«, die sich -Untermenschen, die sie waren - als Arbeitsvölker nützlich gemacht hatten.

Das Gespräch der drei Gehenden - ratlos von Bernhard Schneidewind

Dem Werk Francis Bacons ist eine große Retrospektive gewidmet, die gegenwärtig noch in Stuttgart zu sehen ist und später dann auch nach Westberlin kommt. Man kann sich an Bacons Bildern gut reiben. Er ist Realist. Doch was für einer? Darüber tauschen sich drei Personen aus. Bernhard Schneidewind hat ihr Gespräch mitgehört und aufgeschrieben. Ein Erinnerungsprotokoll

Buntes für die SchwarzenTV-Export: Der seichte Kolonialismus von Armin Kerker

Nichts bleibt der Dritten Welt erspart. Nicht einmal das Deutsche Fernsehen. In Kamerun und Togo kommt bald das halbe Programm von ARD und ZDF

Der tote Hund und die lebende Jude von Michael Schneider

Die Spekulation mit dem Antisemitismus

Gute Nachrichten aus der Hölle von Franz Xaver Kroetz

Darf man einen unterhaltenden, sogar spannenden Film über ein Konzentrationslager machen? Manfred Vosz hat die Tagebuchaufzeichnungen des Dachauer Häftlings Nico Rost filmisch dokumentiert

Guckt noch immer kein Schwein von Helke Sander, Dieter Kosslick, Erich Kuby, Rolf Schübel, Thomas Mitscherlich, Dietrich Kuhlbrodt

Inzucht und intellektuelle Korruption in den Selbstverwaltungs-Gremien, Desinteresse um Zuschauer, Dilettantismus und Phantasielosigkeit - das waren die Vorwürfe, die Peter Krieg in KONKRET 12185 gegen die bundesdeutsche Filmförderung erhob. Krieg - selbst Filmemacher und Gremienmitglied - fordert stattdessen ein zentrales, öffentlich-rechtliches Verleih- und Vertriebssystem. Seine Polemik hat Widerspruch besonders bei Filmemachern gefunden:

Was uns nicht umbringt, das macht uns kalt von Michael Kunitzsch

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/86, S. 4

von Konkret

1. und zum ersten und letzten Mal in diesem Jahr: die besten Wünsche für das nächste. Für alle. Weitersagen.

2. Was neudeutsch ein Reader heißt, kann immer darauf hoffen, irgendwo und irgendwann mit einer Kritik davonzukommen. Zeitschriften, die auch Reader sind, aber sich beharrlich Zeitschriften und nicht Sammelband nennen, werden zwar häufiger gelesen als Reader - deshalb heißen dieselben ja so - aber öffentlich kritisiert werden sie kaum; noch seltener: öffentlich gelobt. Und jetzt die berühmte Ausnahme: *»90.000 Neuerscheinungen im Jahr 1985. Und kein Ende in Sicht. Ja, wie soll denn das ein bundesdeutscher DIN-Kopf aushalten. Gibt es da eine Art Aspirin gegen den literarischen Vollrausch? Es gibt! Zum 10. Mal ist 'LITERATUR KONKRET' erschienen. Die größte und unverfrorenste Literaturzeitung - eine seltene Paarung. Und das lohnt sich allemal. Wie immer ist auf unsere alten Spitzbuben und Schlitzohren von KONKRET Verlass. Hermann L. Gremliza, Horst Tomayer, Hermann Peter Piwitt, Walter Boehlich, Werner Heine, Matthias Altenburg u. v. a. geben sich die Ehre. Böll- Walser- Lenz, alle kriegen ihr Fett ab. «*

Schrieb der Frankfurter »Auftritt«, der ja im grunde Recht hat, wenn man davon absieht, daß der Autor u.v.a. auch hier gänzlich unbekannt ist. Wer auf Entdeckungen aus ist, für den liegt LITERATUR KONKRET an allen Kiosken und in manchen Buchhandlungen dieser Republik. Sollte es mancherorts aus Gründen, die hier nicht erläutert werden müssen, schon vergriffen oder nicht erhältlich sein, dann erhält man es auf Anforderung vom Verlag, der die gleich Adresse hat, wie der Neue Konkret Verlag (Das Impressum steht auch in diesem Heft wieder auf Seite 7). Postkarte genügt nicht. Briefumschlag muß sein. Wegen der Vorkasse in Höhe von zehn Mark**.** Scheck oder Schein oder Briefmarken.

3. Im vergangenen Sommer hatten die KONKRET- Leser schon die Freude, einen kleinen Auszug als Vorabdruck präsentiert zu bekommen, jetzt ist das ganze Buch da: Günter Amendts »REUNION SUNDOWN - Bob Dylan in Europa«, eine Reportage über Dylans Europa-Tournee 1984. Der schmucke weiße Band in einem farbigen Etui, das als Schuber dient, ist bei Zweitausendeins erschienen und auch nur dort erhältlich.

4. Sollen wir uns deshalb streiten? Kollegen! In den Mitteilungen von KONKRET 11/85 wiesen wir daraufhin, daß KONKRET schneller als der »Stern« über die Lügen mit dem Gelben Regen berichtet hatte. Die Kollegen von der »Deutschen Volkszeitung / die tat« und »frontal« halten KONKRET jetzt vor, daß sie und natürlich das US- amerikanische Wissenschaftsmagazin »Nature« schon viel früher darüber berichtet hätten. Was richtig ist. Bleibt uns nur noch der bescheidene Hinweis, daß dann natürlich irgendwie der Anspruch, die Neuheit als erster unter die Menschen gebracht zu haben, eigentlich bei den Damen und Herren im Kreml (siehe dazu Seite 46

dieser Ausgabe) liegt. Denn die haben von Beginn an gesagt, daß alles erstunken und erlogen sei, daß es sich um einen Scheiß im wahrsten Sinne des Wortes handle. Aber geht es darum? Kollegen!

5. Wiedergutmachung an einem in letzter Zeit so arg gebeutelten Presseorgan, daß die Mitarbeiter mittlerweile schon richtig traurig sind, daß es von so wenigen Menschen noch richtig geherzt und geliebt wird: der »Stern«. Die Klatschmeldung in KONKRET 12/85 auf Seite 12 über Friedrich Dürrenmatt ist so, wie sie da noch immer steht, nicht richtig. Es war nicht Nico Neumann, der in Dürrenmatts Roman »Justiz« so herumredigiert und gekürzt hatte, daß dem Autor, wie in der Zürcher »Weltwoche« vom 17. Oktober 1985 nachzulesen war, leicht aus dem Ruder lief: »Fuchstüfelswild bin ich worde«, sprach Dürrenmatt und gab zu, daß er den »Stern« nie lese.

6. All over the world findet KONKRET Verbreitung. Eine Antwortkarte auf das Preisrätsel im vorletzten Heft bewies: selbst in Japan müssen wir uns mittlerweile beobachtet, gelesen und ausgewertet fühlen.

7. Die ständige und tägliche Erfahrung mit dem Leben lehrt: mit dem Alter schwindet das Gedächtnis und gleichzeitig wächst die Neigung, die eine oder andere Sache häufiger zu erzählen, sich zu wiederholen bis hin zu dem bitteren Ende, wo einem nur noch die Idee von sich selbst bleibt. Ein Beispiel:

8. In solchen Fällen lautet die Formel: Wie wir 9 kurz vor Redaktionsschluß noch erfuhren, ist der Berater für nationale Sicherheit des US- amerikanischen Präsidenten, Robert McFarlane, zurückgetreten und sein bisheriger Stellvertreter John

M. Pointdexter zum Nachfolger ernannt worden. Zeitungslesern ist das längst bekannt. Als der KONKRET-Autor Konrad Ege seinen Text über die Wende in der CIA-Politik schrieb, war es noch McFarlane, als der Text für KONKRET 1/86 umbrochen wurde - siehe Seite 38 ff - war es immer noch McFarlane, als alles fertig war: immer noch McFarlane. Und jetzt der andere, ohne daß sich damit viel änderte. Und damit Schluß für heute und dieses Jahr. Es ist 15.36 Uhr und Redaktionsschluß. Punkt.

Im Alter von 43 Jahren starb am 4. Dezember in Bonn Karin Weidenheim.

KONKRET hat eine Freundin, die Linke in der BRD eine Genossin verloren.

Konkret 01/86, S. 5

an Konkret

VERMARKTUNGSLEIER

KONKRET 12/85: »Marathon« von Rolf Lindner

Wäre Rolf Lindner vor seiner Schreibe ein paarmal um den Grunewald See gelaufen, wäre mit Sicherheit etwas intelligenteres herausgekommen - allein schon wegen der enormen Sauerstoffanreicherung in seinem Gehirn.

So ist aus einem aufregenden Thema ein Bericht voll mit Plattitüden und angelesenen Halbwahrheiten geworden, inklusive der alten Vermarktungsleier - als ob wir das nicht inzwischen wüßten... Hoffen kann man nur, daß Lindner mit diesem Bericht noch nicht seinen persönlichen »Endsieg« (ZitAt) erreicht hat.

Laßt das nächste Mal einen Marathonläufer ran, der auch etwas von Soziologie versteht, weil: Läufer sind halt doch besser drauf...

HENDRIK MÜLLER-LENHARTZ

BERLIN

PSYCHISCHE BEDINGTHEIT

KONKRET 12/85: »Knuschel und Schnachel«, Hermann L. Gremliza über »biografische Brüche« bei den Grünen

Das Beklagen von Kleinbürgerlichkeit und Systemintegration der Linken - nun gut, vielleicht kann man das ja wirklich nicht oft genug sagen; der Verweis auf die psychische Bedingtheit von Cohn-Bendits Polit-Praxis und die Infantilismen der Szene - bißchen zu bitter, um bissig zu sein; schön der Appell zum Apfelbäumchen-Fällen - grimmigster Gremliza, wissend, welcher Axt es für dieses scheinbar zarte Gewächs bedarf.

Nur: so ein Hauch »polizeiwidriger Analyse« anstelle von polemischen Gut-Böse-Einordnungen, das ginge doch wohl mehr in die von Ihnen angestrebte Richtung »Kopf statt Bauch«!

URSULA VORWERK

BERLIN

»ARBEIT FÜR ALLE«

KONKRET 11/85: »Im letzten Dreck« Günter Wallraff als Türke bei Thyssen Wallraff's Buch, seine Erfahrungen als türkischer Arbeitnehmer in deutschen Unternehmen, zeigt uns mal wieder das brutale Arschgesicht des Kapitalismus.

Eine »Welle der Empörung« hallt durchs Land, wenige dieser Menschenschinder werden eingesperrt, um auf Kaution wieder freigelassen zu werden; an den bestehenden Verhältnissen, Machtstrukturen ändert sich nichts. Woher auch? Die führenden gesellschaftlichen Institutionen sehen einfach nicht die Notwendigkeit einer völligen Neuordnung des gesellschaftIichen Lebens, einer Absage an die kapitalistische Produktionsweise.

Das System funktioniert, weil von oben durch die geschaffene Hierarchie der Druck nach unten seinen Weg findet, jeder kriegt sein Fett ab, und den letzten beißen die Hunde.

Der Stammtischwitz der Gewerkschaften »Arbeit für alle« ist ein großer Lacherfolg oder blindäugiger Zynismus, denkt man an die Abhängigkeit, Unterdrückung und Ausbeutung der Arbeiterschaft.

Die Scheißhausparole »Ausländer raus - Deutschen die Arbeit« offenbart ein zutiefst selbstmörderisches Fehlen an Feingefühl, Mitmenschlichkeit und Gastfreundschaft. Die Schuld, die immer wieder auftretenden Krisen im kapitalistischen Wirtschaftsprozeß den Ausländern in die Schuhe zu schieben, ist bar jeder Vernunft; diese Krisen sind systemimmanent, und dies zu erkennen, bedarf es politischen Bewußtseins.

Und da hapert es in der deutschen Arbeiterklasse, dank SPD und Gewerkschaften.

Was red ich mir den Mund fusselig, ich kenne meine Klasse, ich bin selbst Arbeiter und ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Mein Leserbrief wird nicht viel dazu beitragen, eher gar nix, den Gang der Welt aufzuhalten.

Günter Wallraff ist zu danken, selbst mein alter Herr, der arbeitslos ist, zeigt plötzlich Aufbegehren, wo es früher immer hieß, im meinem Haus keine Politik.

ACHIM PÜTTMANN

HAGEN

RICHTIGSTELLUNG

KONKRET 11/85.- Magazin Seite 14 »Typenlehre«

In Eurer Meldung aus einem Beitrag in CONTRASTE ist Euch ein Fehler unterlaufen:

CONTRASTE ist nicht das »Zentralorgan« der selbstverwalteten Betriebe im Rhein-Main-Neckar Raum und war es auch nicht! Die Idee, ein übergreifendes Forum für die Selbstverwaltungsbewegung zu schaffen, wurde auf der letztjährigen Projektmesse auf dem Gelände der ASH Krebsmühle/Oberursel geboren. Geburtshelfer waren selbstverwaltete Betriebe aus Westberlin, Bremen, Frankfurt, Heidelberg, NordrheinWestfalen, Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg, Vertreter der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Arbeitskreise (AG SPAK) mit ihren aus den verschiedensten Bereichen der sozialpolitischen Arbeit stammenden Gruppierungen aus der gesamten BRD und Vertretern der selbstverwalteten Jugendzentren.

Zum Gründungsherausgeberkreis sind mittlerweile dazugekommen: der Unternehmensverband »Aktion Dritter Weg«, STATTwerke Berlin, der Ökobank-Verein, die Netzwerke der BRD und Vertreter der soziokulturellen Zentren.

Diese Aufzählung der beteiligten, aus den verschiedensten Bereichen kommenden Gruppierungen, dürfte zeigen, daß sich CONTRASTE keinesfalls als »Zentralorgan« der selbstverwalteten Betriebe versteht.

DIETER POSCHEN

PETER TEJKL

HEIDELBERG

CONTRAS, SPRACHE UND GEWEHR

KONKRET 12185: Leserbrief von Angelika Huber zu Nr. 10/85 »Nicarcigua-Tagebuch« von Franz Xaver Kroetz

Bravo, Frau Huber! »Was hat ein Schriftsteller in Managua verloren, der kein Wort Spanisch spricht, der das Gelände nicht kennt, den Umgang mit der Waffe nicht ... « Da waren Sie schon eher am richtigen Ort, denn Sie beherrschen das alles und haben sogar noch beim Bau einer Schule geholfen.

Natürlich gibt Ihnen das heute und in Zukunft das Recht, sich als wirklich solidarisch zu bezeichnen und allen anderen, nicht spanisch Sprechenden und mangels Möglichkeit in diesem unserem Lande den Umgang mit der Waffe nicht Beherrschenden, die Legitimation, sich in Nicaragua aufzuhalten, abzusprechen.

Es steht schlecht um die Linken in diesem Land und um die internationale Solidarität, wenn Solidarität sich nur messen läßt an den Monaten, die man sich in einem bedrohten Land aufgehalten hat und an den Sprachkenntnissen - bei ansteigender Analphabetenquote in der BRD.

Übrigens: die Contras beherrschen die spanische Sprache und das Gewehr.

MARIA ACKERMANN

LINBURG

GIFT

KONKRET 12/85: Magazin, Seite 13

Fotountertitel »Getürkter Vorspann für Videospiel«

Als Angehöriger einer Minderheit kann ich es nur begrüßen. Es gibt »in diesem, unserem Lande« wenig Medien, die uns gegenüber freundlich gesinnt sind. Aber ein Untertitel: »Getürkter ... « ist genauso abwertend und vorurteilsvoll, wie das Vorgehen des Schülers. Oder seid Ihr der Meinung, daß man das Gift nur mit Gift beseitigen kann?

MEHMET ÜNAL

MAINZ

KÄMPFERPOSEN

KONKRET 12185 - Dialog 1: »Ist dieser Staat unser Staat« diskutierten Günter Amendt, Thomas Ebermann, Susanne von Paczensky und Otto Schily

Die neue KONKRET: Draußen Otto in Kämpferpose, drinnen Konkret Dialog 1, und zum Schluß ziehe ich mir noch »Von Knuschel und Schaschel« rein.

Da geht es mir wie Susanne von Paczensky: mir bleibt das Wort angesichts solchen männlichen Durchblicks, Scharfsinns und kunstvoller Ironie im Halse stecken!

Am besten ich gehe wieder in meine Küche und mein Krankenhaus. Diese großen Männer werden schon den Staat zerschlagen, bzw. ihn bessern und Hermann L. Gremliza hatte ja sowieso schon immer recht. Und gefragt ist jetzt natürlich entweder ein deutliches Bekenntnis zum Gewaltmonopol des Staates oder Kopf statt Bauch, Analyse statt Betroffenheit, Klasse statt Masse. Susanne, was meinst Du, könnte es sein, daß Frauen das noch ein bißchen anders hinkriegen? Oder auch der Traum schon zerplatzt wie eine Seifenblase.

CHRISTA NICKELS

DIE GRÜNEN

BONN

So konkret das erste Thema auch gestellt war, so unkonkret, anonym und begriffsverschwommen waren großteils die Ausführungen dazu.

Zu oft wurden »Staat«, Staatsgewalt und Herrschafts-Strukturen etc. undifferenziert betrachtet, miteinander gleichgesetzt oder abstrakt behandelt. Konkret ging es (unausgesprochen) um die Beseitigung des Polizeibeamten, der Justizangestellten, des Regierungsrats, der Lehrerin, des VV-Mannes und mich als künftigen Sozialpädagogen, oder?

Da glaube ich in der Gesamtbetrachtung mit Otto realitätsnäher zu sein, daß endlich der Grundgesetz-Inhalt verwirklicht werden muß, anstatt alles zu verändern, oder hops, zu beseitigen.

JOHANNES HEILHANS

FREIBURG

Eine Staatsveränderung bzw. - zerstörung tut Not. Aber sie ist nicht über Nacht zu erreichen, sondern geht nur schrittweise, weil die Staatsstrukturen so ungeheuer beton- und bombensicher sind.

Es gibt Staatsmassenmedien, Militär und nur eine Handvoll radikaler Staatsveränderer gegenüber einem Staatserhaltungsmillionenheer. Wir glauben, daß es nur mit Herrn Schilys Methode und Überzeugung geht, langsam aber sicher etwas zu verändern.

KLARA HAMBRIGGER

ULF HAHNFELD

BONN

Euer Dialog 1 weist zwar ganz interessante Positionen auf und auch viele rhetorische Nettigkeiten, aber es bleibt doch der Eindruck: ein profunder Kenner von »Staat und Revolution« hätte gewonnen.

BERND GÄBLER

KÖLN

Es ist beruhigend zu wissen, daß »unser Staat« nicht der Staat Amendts, Ebermanns und Paczenskys ist. Sollen sie doch weiterträumen in ihrem rosaroten Elfenbeinturm (und von mir aus Karl Marx' Lektüre weiterhin auswendig lernen) - dann richten sie wenigstens keinen Schaden an.

Auch Schily weiß, daß wir in »unserem Staat« bis zum Hals im systemimmanenten Dreck stecken; er versucht allerdings durch *kompetentes* politisches Agieren, notwendige gesellschaftspolitische Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. Weiter so Otto Schily!

KURT KULLICK

BUDENHEIM

Da mich Dialog 1 sehr beeindruckt hat, aber auch etwas verängstigt, fühle ich mich gedrängt, ein Gefühl oder Meinung als Leserbrief loszuwerden: Was nützt der interessanteste Aspekt, die geistreichste Vision über Änderung/Zerstörung von Staat (herrschaftsstrukturen, Regierung, Polizei usw.), wenn die Menschen nicht gleichzeitig friedfertiger, solidarischer, hilfsbereiter und humaner werden?

Dies von Euch gestellte Thema birgt eine Unmenge weiterer Gedanken und Aspekte, die leider in der Begrenztheit von Raum und Zeit nicht alle diskutiert und berücksichtigt werden können. Auf jeden Fall finde ich einen wie von Euch möglich gemachten Dialog-Versuch sehr von nöten und hilfreich.

JOHANNES HEIL

HAMBRÜCKEN

In diesem »Staatsgebilde BRD« wird sich solange nichts ändern, wie sektier-theoretisch weltfremd diskutiert wird. Denn dabei wird beiläufig der »kleine Mann« in seiner Wirklichkeit vergessen, der ohne Staatsrahmen gegenüber den Stärkeren auf der Strecke bleiben würde.

Dies war mein stärkster Eindruck nach zweimaligem Lesen der Dialog-Auseinandersetzung.

HANNS AHR

BRUCHSAL

Konkret 01/86, S. 8

Hermann L. Gremliza

AIDS in der Schwarzwaldklinik

Die elektronische Revolution treibt ihrem Höhepunkt entgegen. Jetzt haben wir schon den Professor Sauerbruch in PAL-Color. Unter Schluchzen und Kichern seiner Blitzmädels balzt und schneidet er für Deutschland, daß die Schwarte kracht. Noch in keiner Rolle, gestand der Hauptdarsteller, sei er »so anständig, so glaubwürdig, so wahrhaftig« gewesen; er fühle sich direkt »an die großen Schauspieler aus der Zeit des Dritten Reichs« erinnert, »die ich nach dem Krieg in Berlin noch habe erleben dürfen; da war dieser Anstand, diese Sauberkeit, die heute dem Theater fehlt«.

Es wird den Triumph des Fortschritts krönen, wenn diese unendliche Geschichte von Kraft durch Freude erst über Satellit ins Glasfaserkabel eingespeist ist. Soviel Zukunft hatte die Vergangenheit nie zuvor. Schon heute laufen ja zwei von drei Fernsehgeräten, wenn die »Schwarzwaldklinik« angesagt ist. Haben »Dallas« und »Denver« mit ihrer vergleichsweise rüden Systemkritik unserem braven Volke also doch nichts anhaben können? Noch siegt Schuricke vor Chattanooga.

Und dennoch war es für des Kanzlers Drohung, er sei der Enkel Adenauers, höchste Zeit. Zu sehr hatten die Sozialrevolutionäre Helmut Schmidt und Hans-Dietrich Genscher das Volk daran gewöhnt, nix als Ansprüche zu stellen, Leistung zu verweigern, der Moral zu spotten und pessimistische Reden zu halten. Andererseits ließ es sich schwieriger an als erwartet, für die zukünftige Form einer Gesellschaft zwischen Atommeilern und Computern eine bescheidenere Perspektive zu entwickeln als die des Langenhorner Reihenhausherrn. In *der* Richtung durfte man also nicht suchen.

Was blieb da noch übrig als der Blick zurück in Sehnsucht? Ja, in Adenauers Reich, da waren die Leute noch sauber, strebsam und bescheiden; da wurde studiert und nicht demonstriert; die Mütter backten Buttercremetorten und die Väter fühlten sich für ihre harte Arbeit durch die sonntägliche Tasse echten Bohnenkaffee reich belohnt; jedermann wußte, daß alle Wege des Sozialismus nach Moskau führen und die CIA' die Care-Pakete schickt; der Gesamtdeutsche Minister trug zum Frack das Ritterkreuz, die Kommunisten saßen im Bau, die Sozis zogen sich nach Lourdes und Godesberg zurück, und die Gewerkschaften trotteten mürrisch hinterher. Sowas brauchten wir wieder!

Leider sind reale Trümmerfrauen nur um den Preis realer Trümmer zu haben, und ob uns das paßt oder nicht: diese Wahl ist uns nicht gegeben. So mußten sich die Restaurateure mit dem Leitbild einer ideellen Trümmerfrau begnügen, die das Hemd des Gatten mit einer moralischen Verve bügelt, als gelte es, Leben und Ehre ihrer Familie sowie der ganzen unteilbaren Nation mit dem Plätteisen in der Hand zu verteidigen. Das deutsche Volk - so werden die in der BRD ansässigen Proleten genannt, wenn's was zu tun gibt - sollte bei der Herstellung von Mikrochips und auf dem Wege zum Arbeitsamt fühlen und denken wie ein gerade entlassener Kriegsgefangener beim Anblick des ersten Zipfels Dauerwurst. Mit dieser Heimatfront im Rücken hätte die deutsche Bourgeoisie nichts auf der Welt zu fürchten.

Wie sehr die Sehnsucht nach solchen Verhältnissen sie umtreibt, läßt sich an ihrer Brut ablesen. Stets waren die Bürgerkinder ein exzellentes Medium: Frei von Maloche und den Sorgen, die ein Arbeiterkind schon mit 16 Jahren plagen, leidlich gebildet und sensibel, nahmen sie die Bedürfnisse des Systems fast immer früher wahr als ihre Herren Eltern. Das war in den Fünfzigern so, als sie mit der »skeptische Generation« den Mitläufer neuen Typs kreierten; das galt in den Sechzigern, in denen sie Verkrustungen aufspürten und Wege zur Modernisierung freisprengten (einige gingen dabei ein bißchen zu weit).

Und heute entdecken sie die Nachkriegszeit als *dernier cri.* Der Mantel des Wehrmachtoffiziers erzielt im *second hand shop* Spitzenpreise, die Salz & Pfeffer-Hose, die unser Studienreferendar trug, gehört wie das Buschhemd und die Sambaschleicher zur Ausrüstung für die »Engtanzfeten«, bei denen der Herr wieder führt und im Tangoschritt das »Material« prüft. Anderntags hocken sie in neonbeleuchteten Gaststätten und müssen Cocktails trinken (weil der Herr die kleinen Sünden sofort bestraft). Auch sie spielen wieder »skeptische Generation«, was ja schon damals nur bedeutete, sich für nichts zu engagieren als die persönliche Karriere. Was dieser nützt, ist »geil«, alles andere »peinlich«.

»Peinlich« sind Arbeiter, Gewerkschafter, Sozialdemokraten, Sozialisten, Kommunisten (»Prolo«), peinlich sind Grüne und Alternative (»Müslis«), peinlich sind Friedensdemonstranten (»Schnarch-« bzw. »Peinsäcke«). Was da fehlt, zeigt die Klasse des Worts. Peinlich ist das Benehmen des Chauffeurs, den man aus Mitleid geladen hat, an der Hochzeitstafel der höheren Tochter - er benimmt sich einfach nicht so, wie es in diesem Hause erwartet wird. Was peinlich ist, bestimmt die Herrschaft. (Vielleicht kann dieser Hinweis die Redaktion der »Titanic« dazu bewegen, die Kolumne, mit der sie das Wort den Bürgerkids verfügbar gemacht hat, endlich einzustellen. Außerdem finde ich die Liste allmählich peinlich.)

Neuerdings füllen einige Schlawiner und andere Wiener, auf der Suche nach einer *message* für die Anzeigenkunden ihrer »Tango« oder »Tampon« betitelten Neon-Age-Illustrierten, das schwarze Loch zwischen »peinlich« und »geil« mit einem Weltanschauungs-Ersatz, den sie »Zeitgeist« nennen und der auch wie »Karo« schmeckt. Ich wag' mal die Vorhersage, daß

davon übers Jahr nicht mehr die Rede sein wird, weil die Affinität dieses Programms zu dem der Jungen Union länger nicht zu leugnen ist.

Mit dem Zeitgeist, der am Nierentisch beschworen wird, ist es nämlich so: In den fünfziger Jahre hatte er eine Vergangenheit zu verdrängen und eine Zukunft zu erobern; der Zeitgeist der achtziger Jahre muß eine Zukunft verdrängen und plündert die Kleiderständer der Vergangenheit. Mit den gleichen Aussichten auf Erfolg könnten die Handlungsreisenden des Zeitgeists Allongeperücken aufsetzen und auf die Zuteilung eines Barockschlößchens warten.

Castro, der sowas von peinlich, nämlich mutiger und klüger ist als die Papas und Söhne, von denen hier die Rede war, datiert den Kollaps des internationalen Finanzsystems auf das Jahr 1988. Was dann aus der bundesdeutschen Exportwirtschaft werden soll, wagt hier keiner zu denken. Wenn es schlimm kommt, könnte sich der Rückgriff auf die Moden und ewigen Werte der Nachkriegszeit als zu kurz erweisen. Deshalb ist es nützlich, den Junioren schon jetzt nach Kräften den Spaß an ihrem Zeitgeist zu vergällen und die Väter bei ihrem ernsten Geschäft, der multimedialen Erziehung der Massen zu Leni Riefenstahls Anstand und Sauberkeit, zu stören.

Laßt uns die Leute in die Gegenwart der »Ärzte gegen den Atomtod« und in die Zukunft (SDI oder: Schweine im Weltall) zurückrufen. Und sei es als Spielverderber , die mit HTLV 3-Viren des Jahrgangs '86 die Blutkonserven der Schwarzwaldklinik verseuchen.

Konkret 01/86, S. 10

Magazin

ARM UND ZAHNLOS

Die Zahnärztekammer Düsseldorf teilte vor einiger Zeit den Düsseldorfer Zahnärzten mit, nach welchen Kriterien das örtliche Sozialamt Kostenvoranschläge und Rechnungen überprüft. So sollen »einzelne fehlende Kaueinheiten im nicht sichtbaren Bereich« nicht in jedem Fall ersetzt werden, »festsitzender Zahnersatz und Einzelkronen in der Regel nicht mehr genehmigt« und die »Fertigung von Interimsprothesen nur in besonderen Ausnahmefällen anerkannt« werden. Die Düsseldorfer Zahnärzte fertigen in der Folge erst gar keine Kostenvoranschläge z. B. für Kronen und Brücken mehr an - sie werden ja ohnehin nicht genehmigt. Der Patient kann sein Recht nicht mehr vertreten - ohne Kostenvoranschlag kann er weder Widerspruch einlegen noch klagen.

Türken & Deutsche

Etwas ganz Feines hat sich die Bundesregierung ausgedacht. Entgegen dem verwendeten Begriff, »Steuersenkungsgesetz«, werden am 1. 1.86 für ca. 375 000 im Ausland lebende Kinder hier tätiger ausländischer Arbeiter keine Kinderfreibeträge und keine Ausbildungsfreibeträge mehr gewährt. Damit fällt für 150 000 ausländische Arbeiter auch der Haushaltsfreibetrag weg. Reibach für den Bund: Rund 220 Millionen DM. Betroffen sind vor allem Türken, deren Kinder und Ehegatten bekanntlich nicht in die Bundesrepublik einreisen dürfen. In den Genuß der neuen und erhöhten Freibeträge kommen nur Steuerpflichtige, deren Familien im Bundesgebiet wohnen.

Eine Ausnahme gibt es selbstverständlich: Bei DDR-Bürgern. »Ehepaare, denen infolge der Ausreiseverweigerung östlicher Stellen ein Zusammenleben in der Bundesrepublik Deutschland unmöglich gemacht wird, (müssen) vor einkommensteuerlichen Nachteilen als Folge der erzwungenen Trennung bewahrt bleiben.«

Bei den Türken ist das ja etwas ganz anderes: Ihre erzwungene Trennung ist Folge bundesdeutscher Einreiseverweigerung.

SPARSCHÜLER

Nur ein Beispiel: erhielt ein Schulzentrum der Mittelstufe (Jahrgang 7 bis 10) im Jahre 1980 in Bremen noch 113,80 DM pro Schüler, so lag der entsprechende Betrug im vergangenen Jahr gerade noch bei 44 DM. Rechnet man die Preissteigerungen in den Jahren 1980 bis 1984 mit ein, so ergibt das einen Lehrmitteletat pro Schüler, der nur noch ein Viertel dessen beträgt, was 1980 ausgeben wurde.

Saubere AKWs

Der radioaktive Edelgas-Ausstoß von kerntechnischen Anlagen muß nach Ansicht des Tübinger Pflanzenbiologen Professor Helmut Metzner »dringend« verringert werden. In einem Gutachten über die Frage, ob Atomkraftwerke Waldschaden verursachen, heißt es, daß »die in erheblichen Mengen freigesetzten kurzlebigen radioaktiven Isotope der Edelgase eine nicht zu unterschätzende Gefahr« darstellen. Soso.

STERILISIERT

In Bangladesh haben Frauen nach den Überschwemmungen der vergangenen Jahre dringend benötigte Nahrungsmittel aus ausländischen Hilfslieferungen erst erhalten, nachdem sie sich zu einer Sterilisation bereit erklärten. Dies fanden Mitarbeiter britischer Hilfswerke heraus.

Ein großangelegtes Entwicklungsprojekt zur Geburtenkontrolle in Bangladesh lauft unter der Regie der Weltbank in Washington. Nach Schätzungen eines Helfers ließen sich in manchen Gebieten bis u 80 Prozent der Frauen nur deshalb sterilisieren, um angesichts des Nahrungsmittelnotstandes Getreide zu bekommen.

Für die betroffeneu Frauen die meist unzureichend über die nicht wieder rückgängig zu machenden Folgen ger Operation aufgeklärt wurden, hat ein solcher Eingriff geradezu schicksalhafte Bedeutung. In Bangladesh, das mit einem Pro-Kopf-Einkommen von 360 Mark im Jahr zu den ärmsten Ländern der Welt zahlt, gelten Kinder häufig als eine Art

Lebensversicherung. Sie werden als Arbeitskräfte gebraucht und ernähren die Eltern im Alter. Außerdem würde kaum ein Mann eine Frau heiraten, die keine Kinder bekommen kann.

Lagerärzte

In etwa 70-90 Lagern in Westberlin leben ca. 20 000 Asylbewerber zum Teil auf engstem Raum, isoliert von der Bevölkerung, in ständiger Angst, abgeschoben zu werden. Im Krankheitsfall (z. B. hohes Fieber) muß der Asylbewerber stundenlange Wartezeiten bei der Zentralen Sozialhilfestelle für Asylbewerber (ZSA) in Kauf nehmen, um einen Krankenschein zu erhalten. Von den Behörden werden die Asylbewerber nicht darüber informiert, daß sie auch direkt einen Arzt aufsuchen können und dieser dann bei der ZSA seinen Krankenschein anfordern kann, was allerdings manchmal monatelang dauert.

Für 1986 ist die Einführung von Lagerärzten geplant, die für die gesundheitliche Versorgung der Asylbewerber zuständig sein sollen. Dadurch würden die Flüchtlinge aber von den Behörden abhängig und um die freie Arztwahl beraubt. Der Gesundheitsladen Berlin, die Fraktion Gesundheit, Asyl e.V., Flüchtlingsrat und die Alternative Liste haben daraufhin die »Ärzteinitiative für eine bessere Versorgung von Asylbewerbern« ins Leben gerufen.

Klarheit

Das leicht gestörte Südafrika-Bild in der bundesrepublikanischen Wirklichkeit will der Wirtschaftsinformationsdienst »Erfolg zurechtrücken. Was Strauß wolle sei klar: alles verhindern, was dazu beitragen könnte, Südafrika revolutionär in einem Blutbad untergehen zu lassen. Bei Genscher wisse man nicht so genau, Fakt sei aber auf jeden Fall: »Es wird viel zu wenig erkannt und erörtert, daß Israel im Norden und Südafrika im Süden des schwarzen Erdteils zwei ganz wichtige Sicherheitsgebiete sind, die verhindern sollen, daß ganz Afrika ein einziger marxistisch-kommunistischer Block wird und damit ein Aufmarschgebiet für sowjetische Raketen, die auf Europa gerichtet sind.«

Vorbilder

Die Organisation afrikanischer Gewerkschafts-Einheit hat an die ÖTV sowie die britische Transportarbeiter-Gewerkschaft appelliert, die Luft- und Seewege nach Südafrika zu boykottieren. Ihr Generalsekretär, James Denis Akumu, meinte in Accra, die Welt müsse jetzt wählen, ob sie der Freund Afrikas oder des rassistischen Regimes in Pretoria sein wolle.

Die finnischen Transportarbeiter boykottieren alle Schiffsladungen von und nach Südafrika. Die dänischen Gewerkschaften boykottieren seit Mitte November 85 »alle Waren von und nach Südafrika«. Die Fluglinien der skandinavischen Länder werden ihren Luftverkehr nach Südafrika einstellen. Bereits seit 1979 verläßt nichts Militärisches mehr die niederländischen Hafen in Richtung Südafrika.

Die ÖTV hat derweil eine Postkarten-Aktion organisiert. Grüße an Botha. Er soll aufhören mit dem Rassismus. Die Waffen werden aber weiter verladen.

Sollten Arbeiter in bundesdeutschen Hafen die Verladung gen Kapstadt verweigern, »kann die ÖTV wegen ihrer Satzung und anderer Vorschriften keinen Rechtsschutz gewähren«, schrieb das Internationale Referat der ÖTV kürzlich an einen boykottwilligen Kollegen.

FÄLSCHUNG

Die vom Bundesarbeitsministerium herausgegebene Statistik der tödlich verlaufenden Berufskrankheiten verharmlost nach Meinung des DGB das tatsächliche Todesgeschehen, da nur etwa zehn Prozent aller dieser Falle von der Statistik ausgewiesen würden. In einem Schreiben an Bundesarbeitsminister Norbert Blüm kritisierte der stellvertretende DGB-Vorsitzende Gerd Muhr, das Bundesarbeitsministerium würde beispielsweise für das Jahr 1984 von 229 tödlichen Berufskrankheitsfällen sprechen, obwohl tatsächlich etwa 2000 Arbeitnehmer an den Folgen einer Berufskrankheit gestorben seien, wie die Sterbegeldstatistik ausweise.

Ne Mark nebenbei

Walter Scheel, Bundespräsident a.D., ist auch heute noch aktiv. Sechs Jahre nach seiner Amtszeit braucht er immer noch unbedingt ein Autotelefon in seinem gepanzerten Dienstwagen. Preis 214 000 Mark, jährliche Unterhaltskosten in Höhe von 22 000 DM plus 850 Mark für Dienstkleiung des Chauffeurs. Neben dem Jahresgehalt für ausgeschiedene Bundespräsidenten (bis Lebensende) von 303 000 DM bringt es Scheel auf Jahresnebenkosten von 312 550 Mark. Zum Vergleich: Carstens braucht 83 200 DM.

Scheel ist aber nicht nur Bundespräsident a.D., sondern verfügt noch über Einkünfte aus mindestens sieben »Nebenjobs«. So ist er Präsident des Europäischen Rats, Vorsitzender des Aufsichtsrats der deutschen Finanzierungsgesellschaft für Beteiligungen in Entwicklungsländern (DEG), Ehrenvorsitzender des Direktoriums für Vollblutzucht und Rennen e.V. sowie Generalbevollmächtigter des Hauses 4711 in Köln. Seine Telefonrechnung - im letzten Jahr immerhin 19 500 DM - zahlen alle.

Ehe ist schön gewalttätig

Jeder fünfte gewaltsam aus dem Leben gekommene Bundesbürger ist ein Opfer seines Ehe- oder Lebenspartners. Das geht aus einem Bericht des Justizministeriums hervor, dem die polizeilich registrierten Fälle von Mord und Totschlag zugrunde liegen. Verläßliche Zahlen oder Schätzungen über sonstige Gewaltanwendungen zwischen Ehepartnerin, zum Beispiel für Vergewaltigungen in der Ehe, liegen jedoch nicht vor.

Anlaß zur Besorgnis geben die Zahlen über die Gewaltanwendungen gegen Kinder. Nach einer im Justizministerium geführten Statistik hat die Zahl der Kindestötungen von 157 Fallen im Jahre 1955 auf 32 Falle im Jahre 1981 abgenommen und ist dann auf 38 Taten 1984 gestiegen. Die Zahl der Kindesmißhandlungen sei von 1 512 Fallen im Jahre 1971 auf 1 223 im vergangenen Jahr zurückgegangen. Gerade in diesem Bereich wird der tatsächliche Umfang allerdings erheblich höher geschätzt und zwar auf 4 000 bis 400 000 Kindesmißhandlungen pro Jahr. 1982 wurden nur etwa zehn Prozent der Tatverdächtigen verurteilt. Die Falle sexuellen Mißbrauchs von Kindern ging in der Zeit von 1964 bis 1984 von 18 773 Fallen auf 10589 zurück. Hier wird die Zahl der nicht bekanntgewordenen Taten sechs bis 50mal höher geschätzt.

UND DIE LEHRER?

Jeder fünfte Schüler in den USA betrinkt sich einmal wöchentlich, und jeder vierte raucht Marihuana. Dies ergab eine Untersuchung des US-amerikanischen Elterninstituts für Drogenvorbeugung. Dabei waren seit 1981 über 200 000 Schüler zwischen 10 und 18 Jahren in insgesamt 21 Bundesstaaten befragt worden. Insgesamt gaben drei Millionen Schüler zu, Marihuana zu rauchen. Über 500 000 der Schüler zwischen 10 und 13 Jahren erklärten, sich einmal pro Woche zu betrinken. Eine gleich große Anzahl gab zu, Kokain zu schnupfen.

Türken raus

Mit einem neuen Trick versucht die Kohl-Regierung noch mehr ausländische Mitbürger aus der Bundesrepublik zu drangen. Der Rausschmiß ist diesmal in ein Gesetz »über eine Wiedereingliederungshilfe im Wohnungsbau für rückkehrende Ausländer« gekleidet. Danach sollen ausländische Arbeitnehmer, die nicht aus den Staaten der Europäischen Gemeinschaft kommen, ihre in der Bundesrepublik abgeschlossenen Bausparverträge zum Wohnungsbau in ihrer Heimat verwenden können.

Das klingt gut. Doch CDU-Arbeitsminister Blüm hat den Pferdefuß mit beigepackt. Der ausländische Mitbürger muß nämlich mit Sack und Pack für immer der Bundesrepublik den Rücken kehren. Im Paragraph drei des Gesetzes heißt es kurz und bündig: »Der Bausparer hat sich zu verpflichten, den Geltungsbereich dieses Gesetzes innerhalb von vier Jahren nach Beginn der Auszahlung der Bausparsumme auf Dauer zu verlassen und in den zurückkehren, dessen Staatsangehörigkeit er besitzt und in dem das Bauspardarlehen verwendet werden soll.«

Hat er nach vier Jahren und drei Monaten seine Koffer noch nicht gepackt, muß er das Darlehen samt Zinsen zurückzahlen. Im übrigen darf die Bausparsumme nicht über 60 000 Mark liegen. Und noch eine Besonderheit: der (die) ausländische(n) Arbeitnehmer(in) darf nicht mit einer(m) Deutschen verheiratet sein.

Die Bundesregierung rechnet damit, daß sie die Fortsetzung der »Rückkehrhilfe« 1986 rund 15 Millionen Mark kosten wird. Insgesamt könnte das Gesetz auf 185 000 ausländische Bausparer - darunter 130 000 Türken - Anwendung finden. Der christdemokratische Arbeitsminister über so ein Häuschen in der Türkei: »Das steht für ewige Zeiten und erinnert alle Generationen, daß der Vater, der Großvater mal in Deutschland gearbeitet hat. Das könnte doch ein Beitrag der Freundschaft sein.«

Rausgeflogen

Die peruanische Regierung hat sieben ausländischen Luftfahrt-Gesellschaften, darunter der Lufthansa (BRD), die Erlaubnis entzogen, im Mittelstreckenverkehr ab Lima Verbindungen mit insgesamt sechs Städten in Lateinamerika zu unterhalten. Die Linien sollen künftig von den landeseigenen Gesellschaften Aero-Peru und Faucett beflogen werden. Außer der Lufthansa betrifft das Verbot Air France (Frankreich), Iberia (Spanien), KLM (Niederlande), Aerolineas (Argentinien), Viasa (Venezuela) sowie Avianca (Kolumbien). Es umfaßt den Personen-, Fracht- und Postverkehr.

Kirchengroschen

Der Weltkirchenrat hat 1985 35 Anti-Rassismus-Organisationen in aller Weit mit insgesamt rund 400 000 Dollar unterstützt. Wie der Rat in Genf mitteilte, sollen davon allein 225 000 Dollar an die Befreiungsbewegungen Südafrikas und Namibias gehen. Auch in Asien, Nordamerika und Europa werden Gruppen von Minderheiten unterstützt, die der Diskriminierung ausgesetzt seien, hieß es von seiten des Weltkirchenrates. So erhalten in der BRD die Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen und der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma je 5000 Dollar aus dem Anti-Rassismus-Fonds des Weltkirchenrates.

PERSIANER IM AUFWIND

»Von der Umsetzung neuer Modetrends in edle Pelzmodelle aus Persianerfellen überzeugte sich der Geschäftsführer der AGRA Farmer-Genossenschaft aus Windhuk, Südwestafrika, C.J.F. Brand, bei einem Besuch dieser Tage im Hause Max Günzel Pelze in Offenbach. Der Persianer hat in den vergangenen Jahren viel Marktboden gutgemacht und erobert sich durch die ausgefeilte hochmodische Verarbeitung wieder die Herzen der Frauen. Das ehemalige deutsche Schutzgebiet Südwestafrika, in dem es keine Rassenprobleme gibt, ist das Ursprungsland der Persianerfelle. Die AGRA Zuchtfarmen mit einer durchschnittlichen Größe von jeweils 75 000 Hektar haben einen Gesamtumsatz von 120 Millionen Mark im Jahr. Neben Afrincaans ist Deutsch die zweite Landessprache. 'Wir haben unter den vielen deutschen Geschäften dort auch eine Wiener Feinbäckerei entdeckt, erinnert sich Firmenchef Peter Günzel an eine frühere Reise in den schwarzen Kontinent.«

(Aus: Offenbach-Post, 8.10.85)

50.000 Morde

Ein 16jähriger Teenager hat in den USA im Laufe seines Lebens, das bis dahin auch aus 20.000 Fernsehstunden bestand, 200.000 Gewaltakte gesehen, darunter 50.000 Morde. Die Zahlen stammen aus einer Statistik zum Thema »Gewalt im Fernsehen«, die der demokratische Senator Paul Simon aus Illinois zusammenstellen ließ. In der Studie heißt es: »Gewalt im Fernsehen ist seit 1980 um 100 Prozent gestiegen. Von Januar bis April '85 gab es zur Hauptsendezeit am Abend durchschnittlich 13,8 Gewaltakte pro Stunde.«

Konkret 01/86, S. 16

Hans Janßen, Hermann L. Gremliza

Am Vergleich zu 1984 ist unsere Kampfkraft wesentlich verbessert«

Zu einem Zeitpunkt, da die Kohl-Regierung um Streikrecht rüttelt, fragen sich die Gewerkschaften: Arbeitszeitverkürzung oder mehr Lohn? Oder beides? Mit Hans Janßen sprach Hermann L. Gremliza

KONKRET: Was müßten die Gewerkschaften Ihrer Ansicht nach tun, wenn die Bundesregierung den Paragraphen 116 des Arbeitsförderungsgesetzes (AFG) so ändern will, daß die Streikfähigkeit der Gewerkschaften stark beeinträchtigt oder gar faktisch aufgehoben würde? Und was, fürchten Sie, wird geschehen?

Janßen: Ich gehe davon aus, daß der Paragraph 116 AFG nicht noch weiter zum Nachteil der Gewerkschaften und damit der Arbeitnehmer verändert wird. Wir werden unsere Basis so mobilisieren können, daß die Regierung ihre Finger davon läßt und das Streikrecht unangetastet bleibt. Schon die jetzige Regelung hat den Gewerkschaften Kummer genug gemacht. In den Kampfgebieten hat die heiße Aussperrung die Gewerkschaften immer schon voll getroffen. Im letzten Arbeitskampf haben die Unternehmer in den Kampfgebieten dreimal so viele Arbeiter ausgesperrt, wie wir in den Kampf geschickt hatten.

Das heißt also: Schon heute bestimmen die Arbeitgeber viel mehr als die Gewerkschaften darüber, wie groß der Personenkreis ist, der von uns Unterstützung bezieht; die Unternehmer bestimmen viel mehr als wir darüber, welche finanziellen Belastungen ein Arbeitskampf für die Gewerkschaften bedeutet.

KONKRET: Falls die Regierung ihre Finger doch nicht davon läßt und es im Bundestag zu einer Abstimmung kommt: Gehen Sie davon aus, daß dann die Mitglieder der Regierungsfraktionen, die zur Christlich Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA) gehören, Rückgrat zeigen und die Vorlage zu Fall bringen werden?

Janßen: Ich rechne mit Rückgrat bei den christlichen Gewerkschaften im Bundestag, aber sie werden es in dieser Frage nicht zu beweisen haben. Unser Widerstand wird genügen, die Regierung von einer Novellierung abzuhalten. Es wird den Tag danach nicht geben, also wird es auch den Tag vorher, an dem eine Gesetzesänderung beschlossen würde, nicht geben.

KONKRET: Die »Frankfurter Rundschau« beschreibt den »Kampf zweier Linien« in der IG Metall: Die eine, der Franz Steinkühler und der Stuttgarter Bezirksleiter Ernst Eisenmann zugerechnet werden, wolle in der nächsten Tarifrunde vor allem höhere Löhne erreichen; die andere, von Ihnen repräsentierte Linie, wolle dem Kampf um eine weitere Arbeitszeitverkürzung Vorrang geben. Ist diese Darstellung richtig?

Janßen: Was die Personen angeht, weiß ich nicht, ob die Darstellung richtig ist. Es wird so getan, als sei das eine Auseinandersetzung zwischen Ernst Eisenmann und dem Tarifpolitiker im Vorstand der IG Metall, Hans Janßen. In Wirklichkeit ist es so: Drei Tarifkommissionen des Bezirks Stuttgart haben tatsächlich beschlossen, daß man 1986 Tarifpolitik mit Schwergewicht auf Lohn und Gehalt betreiben möchte, um über spürbare Lo ner ö ungen die Voraussetzungen für den Kampf um weitere Arbeitszeitverkürzungen zu verbessern. Im Bezirk Frankfurt haben ebenfalls drei Tarifkommissionen beschlossen anzustreben, zum nächstmöglichen Termin die Wochenarbeitszeit weiter zu verkürzen. Das ist also eine ganz sachliche Auseinandersetzung in der IG Metall, die demokratisch geführt wird. Wir streiten nicht darum, ob Arbeitszeitverkürzung notwendig ist, sondern nur um das Wie und Wann. Wir haben jetzt eine so positive Stimmung in den Betrieben, in denen die Beschäftigungswirksamkeit der Arbeitszeitverkürzung erlebt wird, daß auch ich diese Grundströmung für die schnellstmögliche Durchsetzung der nächsten Arbeitszeitverkürzung nutzen möchte.

KONKRET: Ernst Breit hat einmal gesagt: »Wir müssen die 35-Stunden-Woche in einem oder zwei Schritten einführen, wenn ihre Wirkung nicht verpuffen soll.« Er befürchtete, zu viele und zu kleine Schritte könnten den Unternehmern die Möglichkeit geben, Arbeitszeitverkürzung durch Rationalisierung aufzufangen statt durch Neueinstellungen.

Janßen: Jede Arbeitszeitverkürzung wirkt sich zu einem Teil beschäftigungswirksam aus, zu einem anderen Teil wird sie natürlich durch ohnehin geplante Rationalisierung aufgefangen. Aber die Arbeitszeitverkürzung im letzten Jahr hatte beschäftigungspolitisch eine sehr viel größere Wirkung als alle Arbeitszeitverkürzungen zuvor. In der Vergangenheit ging man davon aus, daß fünfzig Prozent der Arbeitszeitverkürzung beschäftigungswirksam seien. Diesmal sind es siebzig Prozent gewesen.

KONKRET: Der Stuttgarter Bezirksleiter Eisenmann hat mit der Stimmung in den Betrieben argumentiert: Man habe das letzte Mal zugunsten der Arbeitszeitverkürzung auf mögliche Lohn- und Gehaltserhöhungen verzichtet. In der nächsten Runde wolle die Basis Geld sehen.

Janßen. Natürlich will die Basis Geld sehen, und natürlich hat die Arbeitszeitverkürzung, weil sie Geld kostet, Einfluß auf die Gehalts- und Lohnabschlüsse. Die sind das letzte Mal niedriger ausgefallen, als sie ausgefallen wären, wenn wir Tarifpolitik nur für die Beschäftigten gemacht hätten. Das ist eben die Tarifpolitik der Solidarität mit den Arbeitslosen: daß

wir mit denen, die Arbeit haben, kämpfen für die, die keine haben, auch wenn das finanzielle Einbußen bedeutet. Und natürlich wollen die Beschäftigten ihre Realeinkommen gesichert und verbessert wissen - nur: die Position der Arbeitnehmer ganz allgemein wird umso besser sein, die Kampfkraft der Gewerkschaften wird umso größer sein, je weniger Angst vor Arbeitslosigkeit in den Betrieben herrscht.

KONKRET: Es ist also nicht so, daß wachsende Arbeitslosigkeit die Kampfbereitschaft stärkt?

Janßen: Wir haben immer feststellen müssen, daß Krisen, insbesondere mit Dauer- und Massenarbeitslosigkeit und Angst vor Verlust des eigenen Arbeitsplatzes, dazu führen, daß die Arbeitnehmer viel eher bereit sind, sich Einbußen und sogar Unrecht gefallen zu lassen, nur um den eigenen Arbeitsplatz zu erhalten. In solchen Zeiten sind Arbeitnehmer durch ihre Gewerkschaften viel schwerer zu mobilisieren als in Zeiten der Hochkonjunktur, wo wir unsere Basis spielend mobilisieren können.

Das war doch gerade das Dilemma, in dem wir uns 1984 befanden: daß unsere Basis so schwer zu mobilisieren war. Und wir mußten doch nicht zuletzt deshalb 1984 zum Kampf um die Arbeitszeitverkürzung antreten, weil nur die Eindämmung der Arbeitslosigkeit die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes mindern, das Selbstbewußtsein des Einzelnen heben und damit auch die Kampfkraft der Gewerkschaft erhalten kann. Dafür war es 1984 schon fünf vor zwölf.

KONKRET: Wenn das richtig ist, müßte die Mitgliedschaft 1986 sehr viel leichter zu mobilisieren sein.

Janßen: Wir haben ja immer noch eine Arbeitslosigkeit von weit mehr als drei Millionen, wenn ich die stille Reserve nicht, wie das allgemein geschieht, unberücksichtigt lasse. Dennoch ist die Stimmung in den Betrieben, gemessen an 1984, für uns unvergleichlich gut. Die Arbeitszeitverkürzung hat in der Metallindustrie Angst vor Arbeitslosigkeit abgebaut, und nie war die Einschätzung von Arbeitszeitverkürzung so positiv wie jetzt. Im Vergleich zu 1984 ist unsere Kampfkraft wesentlich verbessert. Wir haben zwar finanziell eine Schwächung der Organisation hinnehmen müssen, aber politisch sind wir gestärkt aus der Auseinandersetzung hervorgegangen.

KONKRET: Im Januar 1986 muß der Vorstand der IG Metall bei seiner Klausurtagung entscheiden, welchem Kampfziel er Priorität einräumen will: Lohnerhöhung oder Arbeitszeitverkürzung. Wie geht das aus?

Janßen: Die Tarifverträge über Löhne und Gehälter stehen schon im Frühjahr zur Kündigung an, die Wochenarbeitszeit erst im September. Wir müssen nun entscheiden, ob wir diesen Vertrag gleichzeitig kündigen. Ich werde dafür tun, was ich kann.

KONKRET. Was würde das bedeuten?

Janßen: Der Vorstand würde der Organisation empfehlen, so zu beraten, daß Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen gleichrangig behandelt werden und nicht alternativ.

KONKRET: Wir wollen einen Blick in die Zukunft riskieren: Der Aufschwung könnte sich noch bis zur Bundestagswahl im Februar 1987 halten und der jetzigen Bundesregierung dann einen Wahlsieg bescheren. Wenn danach die Krise einsetzt - und sie wird in der nächsten Legislaturperiode mit Gewißheit kommen -, wächst die Zahl der registrierten Arbeitslosen um eine weitere Million. Das wiederum wird die Gewerkschaften schwächen - Sie haben gesagt, warum - und die Regierung ihrem Ziel, den »Gewerkschaftsstaat« zu beseitigen, ein großes Stück näherbringen. Müssen angesichts solcher Perspektiven die Gewerkschaften 1986, wo sie sich stark fühlen, nicht alle Kampfkraft aufbieten, um Barrieren gegen eine solche Entwicklung zu errichten?

Janßen: Ich will die Frage in Etappen beantworten.

Erstens: Die nächste Bundestagswahl ist für uns ein bedeutendes Datum. Ich möchte die nächste Arbeitszeitverkürzung vor der Bundestagswahl politisch tragfähig machen, damit wir die wahlkämpfenden Parteien zu Antworten auf diese Frage zwingen. Ich wäre gespannt, ob Helmut Kohl dann noch einmal zu sagen wagte, Arbeitszeitverkürzungen seien dumm und töricht - angesichts der positiven Bilanz, die wir ziehen können. Die Gewerkschaften bekämen Auftrieb, wenn wir die Vorwahlkampf- und Wahlkampfzeit für die Mobilisierung zum Kampf um weitere Arbeitszeitverkürzungen nutzten.

Zweitens: Ich bin nicht so sicher, daß diese Koalition von den Wählern bestätigt wird. Abgesehen von den vielen Skandalen und Skandälchen - diese Regierung hat die kleinen Leute, die Arbeitnehmer, die Arbeitslosen, die Rentner, die Kranken, die Kurbedürftigen, die Schüler und Studenten die Wende bezahlen lassen. Die werden von dieser Regierung maßlos enttäuscht sein. Blüm und Geißler hatten versprochen, sie würden bis 1985 die Arbeitslosigkeit um die Hälfte dessen senken, was sie von der sozialliberalen Koalition als »Erblast« übernommen hatten. In Wirklichkeit wird 1985 die höchste Arbeitslosigkeit erreicht, die es je in einem Kalenderjahr in dieser Republik gegeben hat.

Drittens: Auch wir als Gewerkschafter werden unseren Mitgliedern sagen müssen, daß man nicht sonntags reaktionär und konservativ wählen kann, um am Montag von der Gewerkschaft zu verlangen, sie solle nun verhindern, daß man regiert wird, wie man gewählt hat. Wir müssen unseren Mitgliedern auch sagen, daß gewerkschaftliche Tarifpolitik nicht alles

wettmachen kann, was sozialpolitischer Kahlschlag anrichtet. Ich will eine arbeitnehmerfreundliche Politik. Wenn ich die von dieser Regierung nicht haben kann, dann will ich eben eine andere Regierung.

KONKRET: Gesetzt den Fall, Sie bekämen eine andere Regierung - das würde an der kommenden Krise nichts ändern.

Janßen: Eine andere Regierung könnte die Ursachen der Krise besser bekämpfen. Ich bin überzeugt, daß die SPD, bekäme sie die Möglichkeit, sofort ein Beschäftigungsprogramm nach den Idealvorstellungen des DGB einleiten würde. Sozialdemokraten werden Arbeitslosigkeit nicht untätig hinnehmen, sondern bekämpfen.

KONKRET: Bitte um eine Prognose: Um was wird die IG Metall im Frühjahr 1986 kämpfen?

Janßen: Ich bin natürlich kein Hellseher. Aber so, wie ich die Stimmung im Lande wahrnehme, glaube ich, daß sich eine breite Mehrheit in der IG Metall zu unverzüglichen Anstrengungen zur weiteren Verkürzung der Arbeitszeit zusammenfinden wird. In den Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit, ist die Strömung für Arbeitszeitverkürzung besonders stark, und wir haben mehr Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit. Ich achte die Meinung anderer, die die Tarifauseinandersetzung anders angelegt wissen wollen, aber ich ringe um eine entsprechend andere Mehrheit.

KONKRET: Um noch einmal an die ein bis zwei Schritte zu erinnern, von denen Ernst Breit sprach: Wäre eine Reduzierung von 38,5 auf 37 Stunden, also noch einmal um eineinhalb Stunden, zu wenig?

Janßen: Viel zu wenig.

KONKRET: Wie realistisch ist es, mehr zu erwarten?

Janßen: Wenn wir 1984 zu jener großen sozialen Bewegung gekommen wären, die wir in der Tarifabteilung des Vorstands gerne gehabt hätten, wäre das Ergebnis besser und der Kampf kürzer gewesen. Die Bilanz, die wir diesmal aufmachen können, ist so beeindruckend, daß sich die Leute von der Propaganda der Regierung und der Arbeitgeber nicht mehr so verunsichern lassen. Unsere Mitglieder werden ein Engagement zeigen, wie wir es noch nicht erlebt haben.

Konkret 01/86, S. 18

Hermann L. Gremliza

DER DEO-SEIDEN-HEMD-KOMPLEX

Ulrike Meinhof starb am 9. Mai 1976 in Stammheim, um 18. Oktober wurden Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe in ihren Zellen tot aufgefunden. Fast ein Jahrzehnt danach erschien jetzt ein Buch, das die Geschichte der RAF und Ihrer Gründer zu erzählen verspricht: »Der Baader Meinhof Komplex« von Stefan Aust

Stefan Aust hat sich als Fernsehreporter, als Buch- und Zeitschriftenautor hartnäckig wie wenige um die Aufdeckung rechtswidriger Ausübung von Staatsmacht bemüht. Die Verhältnisse, unter denen er das tat, ließen ihn oft als Linken, als Gegner dieses Staates erscheinen. Das war die Schuld der Verhältnisse, nicht seine. Aust blieb, was er immer gewesen: ein Liberaler. Das hat sich nun gerächt. Verhältnisse, die zu durchschauen eine Eins in Staatsbürgerkunde nicht genügt, lassen ihn plötzlich als einen ganz anderen erscheinen, der er auch nicht ist.

Mit seinem Buch »Der Baader Meinhof Komplex« deckt Aust einen Bedarf, den die vielfältigen Bemühungen, die Geschichte der 68er Revolte zu liquidieren, noch ungestillt gelassen hatten. Nach der Verfolgung und Ermordung des SDS, dargestellt von Assistenzprofessoren der Freien Universität unter Anleitung der Volkswagenstiftung, hatte das noch gefehlt: Die *Personalisierung,* die *Vermenschlichung* der militanten, die verbale Radikalität beim Wort nehmenden Fraktion und die Deutung ihrer Geschichte aus psychologischer und gruppendynamischer Sicht. Andreas Baader »war ein von Mutter Anneliese Baader, der Großmutter und einer Tante verwöhntes Kind« - man weiß, wohin das führt.

Aust ist ein begeisterter Rechercheur, immer auf der Suche nach der *story behind the story.* Damit hat er die Staatsmacht schon oft in Verlegenheit gebracht. Seine Geschichte hinter der Geschichte ist die Wahrheit der vernichteten Akte hinter der Lüge des Ministers. Solche Neugier bringt auch im »Baader Meinhof Komplex« manches ans Licht: den Machtrausch des BKA-Präsidenten Herold, der etwas außerhalb der Dienstpflicht dem Krisenstab des Kanzlers die Entscheidungen aufzwingt; die rechtswidrige Verwanzung von Gefängniszellen; die schwere körperliche Mißhandlung Gefangener usw. Auch die *story* hinter der *story* bleibt eine *story,* erreicht nie das Sein hinter der Erscheinung, und doch wirkt der enthüllende Journalist hier aufklärend: Er zeigt die Staatsorgane nackt.

Es ist aber ein Unterschied, ob man dem Bundeskriminalamt die metaphorischen Hosen runterläßt oder der Ulrike Meinhof die baumwollenen; ob man die Bürgerkriegsträume eines beamteten Polizeichefs auch an der Hochsicherheitshundehütte seines privaten Bello exemplifiziert oder ob man die kargen Intimitäten seiner dienstlichen Opfer ausbreitet. Was dort vom Mißbrauch der Macht zeugt, ist hier Mißbrauch der Ohnmacht. *Irgendwie,* also ohne den Grund darlegen zu wollen, hätte ich es vorgezogen, wenn der Rasen auf dem Stuttgarter Waldfriedhof das Geheimnis um die Marke von Gudrun Ensslins Deo-Roller vor der Neugier des Journalisten hätte bergen können. Was beweisen denn die von Aust mit geradezu fanatischer Akribie enthüllten Allzumenschlichkeiten, Gewohnheiten, Schwächen, Ängste, Modetorheiten? Angenommen es sei - auch wenn zu oft Quellenangaben fehlen - alles »erweislich wahr«: Entsteht aus dieser Sammlung »die Wahrheit«? Und gar eine, die weiter trüge als auch nur *eine* zusammenhängende Darstellung der politischen Vorstellungen, die diese Leute gehabt haben und für die auf sechshundert Druckseiten kein Platz war, weil sonst die Beschreibung der seidenen Hemden und der silbernen Ballermänner zu kurz gekommen wäre.

Daß das kleinbürgerliche bis gutbürgerliche Milieu, dem die Gründer der RAF entstammten, nicht vor psychischer Stärke strotzende Heroen hervorbringt, sondern leidlich deformierte, labile, mal aggressive, mal sentimentale Typen, denen nur große Anstrengungen und eine gute Portion Glück auf zwei Beine hilft, können wir an uns selbst beobachten. Es ist die Regel. Daß die RAF-Gründer keine Ausnahme machten, trägt zur Erklärung dieses zeitgeschichtlichen Phänomens nichts bei. Die Diskrepanz zwischen dem revolutionären Pathos einer Gudrun Ensslin, die die Erniedrigten der Welt umarmen will, und ihren verbiestert-häßlichen Ausbrüchen, deren Texte Aust sich (wo?) beschafft hat und die er fast wie Trophäen präsentiert, lehrt nichts als das Banale: Auch Helden gehn mal scheißen.

Und war nicht, was da in Stammheim ausbrach, von den Psychokriegern des Staatsschutzes planvoll herbeigeführt, und müßte die einfachste menschliche Achtung vor den dort zu Tode Gequälten nicht jeglichen Gebrauch so erpreßter Lebensäußerungen verbieten?

Stefan Aust hat sich blenden lassen, die Kontrolle verloren, und die Maßstäbe eines liberalen Journalismus konnten ihm nicht helfen, sie wiederzugewinnen. *All the news* - das sind beileibe nicht alle, aber alle Namen, Daten und wörtlichen Zitate, *quotes* genannt. Aust kennt sie und läßt uns das wissen: wer zu wem und wann in welchem Auto mit welchem falschen Nummernschild was wie gesagt hat. Aber wenn Andreas Baader vor dem Stammheimer Gericht eine Erklärung abgibt, in der er das verzweifelte Ringen der Staatsorgane um Legitimität analysiert, findet sich dies unter der Überschrift »Baader versucht, sich verständlich zu machen« und wird eingeleitet mit dem Satz: »Er verlas ein Papier, das an Unverständlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.« Was Baader sagte, ist tatsächlich nicht ganz leicht zu verstehen, aber erstens wollte er damit bei den bürgerlichen Zitatjägern auf der Pressebank vielleicht gar nicht mehr ankommen (ja, solche Sektierer gibt's), und zweitens liegt es auch ein bißchen daran, daß Aust oder der Korrektor ein Komma

hineingeschmuggelt hat, das aus »der Reife der Entwicklung« die Aufzählung »der Reife, der Entwicklung« macht. Im übrigen, Stefan, wir sind hier unter uns, fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit: Ich fürchte, daß dir auch der 18. Brumaire an Unverständlichkeit nichts zu wünschen übrig ließe, weshalb aus dem Verfasser zurecht nichts geworden ist.

Die *quotes* sind ein Kapitel für sich. Der Kunstgriff, das Buch »Der Baader Meinhof Komplex« zu nennen (statt wie geplant: »Das Baader Meinhof Protokoll«) und es damit jeder Zuordnung zu einer literarischen Gattung und ihren Geboten zu entziehen, erweist sich am Umgang mit wörtlichen Zitaten als fauler Trick: Fußnoten, in denen die Herkunft ausgewiesen wäre, gibt es nicht. Was es gibt, sind Hinweise im Text, und die tauchen immer nur dort auf, wo noch Lebende, insbesondere klagefähige Mitarbeiter des Staatsapparates zitiert sind; bei deren toten Gegnern entfallen Hinweise auf Quellen ganz. Baader schickt keine Gegendarstellung. Das ist nun freilich ganz nach dem Vorbild jenes Ostbüro-Redakteurs vom »Spiegel«, der mir einmal sagte: »Soll Ulbricht doch auf Widerruf klagen.« (Kurz darauf ging ein tschechoslowakischer Gewerkschaftsfunktionär tatsächlich vor die 24. Zivilkammer des Hamburger Landgerichts, und der »Spiegel« beeilte sich, 10.000 Mark an die Opfer von Lidice zu überweisen.) Natürlich ist Aust in diesem Buch auch einiges gelungen, und ich empfand es als schöne Bestätigung meines Vorurteils, daß die Passagen die spannendsten sind, die vor Öffentlichkeit spielen - wie etwa die Verhandlung in Stammheim. Dort, wo Aust sich und uns nicht mit dem Lidschattenstift des Dandy-Revoluzzers die Sicht behindert, kommt politische Konfrontation ins Blickfeld. Die Aufführung des deutschen Richters Prinzing und der geifernden Bundesanwälte geben dem oft manisch erscheinenden Haß der Angeklagten Halt und Würde; da plötzlich zeigt sich, daß ihre verwegensten Projektionen ein real existierendes Objekt hatten. Man hat wirklich vergessen, Prinzing, Buback und Rebmann das Ritterkreuz zu verleihen.

Austs Buch hätte dennoch auch den Titel tragen können: »Die Verrückten von Stammheim«. Alles in allem wird hier die Geschichte der militanten Revolte, der Mißachtung des staatlichen Gewaltmonopols in nicht nur symbolischer Form, zu einer Krankengeschichte, zur Psychopathologie einiger Personen. Was das Konzept Stadtguerilla meinte, was Metropolen und Peripherie hieß, was Imperialismus ist, bleibt unerörtert. Wo aber von den Absichten nicht gesprochen wird, kann auch von den dabei gemachten Fehlern keine Rede sein. Was im Mittelpunkt dieses Buches steht, könnte in Cinecitta gedreht sein. Als Action-Krimi. Gewalt ist kriminell und hat mit Politik nichts zu tun, sagt schon der christliche Generalsekretär und überweist Napoleon Duarte den nächsten Monatslohn.

Eine RAF-Apologie ist das Letzte, worauf wir warten. Die Hoffnung gilt einer Geschichtsschreibung, die diesem Gegenstand wissenschaftlich und politisch gewachsen ist.

Stefan Aust. »Der Baader Meinhof Komplex«, Hoffmann & Campe, 592 Seiten, 39,80 Mark

Konkret 01/86, S. 20

Helmut Haller, Reinhard Müller

Der Volksturm im Saale

Die rechtsradikale »Konservative Aktion« (KA) ha zwecks »Verteidigung der Werte des Abendlandes« zu Lande, zu Wässer und in der Luft nach Hamburg geladen. Und alle kamen. Helmut Haller und Reinhard Müller waren dabei und erstatten Rapport.

Mein lieber Herr Gesangsverein: So ein Deutschland - Deutschland-über-alles! aus fünfhundert Kehlen sangesfreudiger Herrenmenschen beiderlei Geschlechtes, das sorgt schon mächtig für rechte Stimmung! Zumal an diesem Wochenende auch das Ambiente in den Räumen der »Patriotischen Gesellschaft« zu Hamburg auf's -I-Tüpfelchen stimmt. Holzgetäfelte Wände, zentnerschwere Lüster von der Decke, der Saal feinsäuberfich mit den »Fahnen von allen deutschen Ländern« (Programmankündigung) - zu deutsch: von Baden-Württemberg bis Westpreußen - behängt. Plus Bundesadler. Plus NATO-Flagge. Plus US-Sternenbanner. Bewegte Gesichter in der Runde, die Blicke nach vorne gerichtet, die Reihen fest geschlossen: Gestern gehörte uns das CDU-Mitgliedsbuch, heute die schmucke KA-Anstecknadel (»Deutschland in den Grenzen von 1937! «) - und morgen die Welt!?

Ultrarechte Sammlungsbewegungen und antikommunistische Propagnndavereinigungen dienten schon immer als ideologischpolitische Vorhut innenpolitischer Feldzüge gegen Arbeiterparteien und Gewerkschaften, Juden und Ausländer. Gleichzeitig fungierten sie als Katalysatoren und medienwirksame Vorauskommandos für alldeutsch-imperialistische Kolonialpolitik und für faschistische Kreuzzugspläne gegen die Sowjetunion.

Vor dem Versammlungslokal knüppelt zu dieser Stunde der georderte Saalschutz - sprich: die Hamburger Polizei - die Straße von Gegendemonstranten frei. Befehl ist schließlich Befehl. Der Einsatzleiter im Foyer zu KA-Vize Joachim Siegerist: »Wir räumen und haben die Lage jetzt voll im Griff. Doppelte Absperrung. Weiträumig«. Siegerist: »Sehr gut! Machen Sie weiter so!« Der Einsatzleiter: »Jawoll, wir tun, was in unseren Kräften steht«. Das tun sie wirklich.

Von Beginn an wurden in der Bundesrepublik ultrakonservative, antikommunistische Vereine und Organisationen aus Bundesmitteln (z. B. aus dem »Innerdeutschen Ministerium oder dem geheimen »Reptilienfonds« des Bundeskanzleramtes) und durch den CIA finanziert (z. B. der »Kongreß für kulturelle Freiheit« mit der Zeitschrift »Der Monat«). In diesem Umfeld tummelten sich: »Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit« (1950 gegründet) »Volksbund für Frieden und Freiheit« (1950), »Abendländische Aktion« (1953), »Freiheit 'Aktion der Jugend'« (1951), »Aktion Köln« (1952), »Vereinigung der politischen Ostflüchtlinge«, »Kampf gegen den Bolschewismus« (1954).

Drinnen im Festsaal riskiert derweil KA-Schatzmeister Chlodwig Prinz zur Lippe eine große gegen den *»roten Pöbel«* und für ein *»Zurück zu den alten Werten in aller Konsequenz«.* Wogegen der BRD-Asylant und KA-Vorsitzende Ludek Pachmann *»endlich wieder stolz auf unser deutsches Vaterland sein können«* möchte. Froh zu sein bedarf's da vieles: Freiheit für Rudolf Heß, Selbstbestimmung für die Bevölkerung Südtirols, die Aufrechterhaltung der Volkssubstanz gegen Ausländer und »Abtreibungsseuche«, SDI und ein *»unverbrüchliches mit unserem Freund Ronald Reagan«.* Und überhaupt: *»Kraft, Zuversicht und feste Entschlossenheit«.*

Denn man hat sich verschworen, dem alten Kack ausgewiesener Alt- und Neonazis einen neuen Frack zu verpassen, der hoffähig ist. Was so neu allerdings auch wieder nicht ist.

Nach den Wahlniederlagen der NPD (1969) schossen nicht zufällig und auch nicht umsonst zahlreiche Propaganda-Vereinigungen, Gesellschaften und obskure »Bürger-Initiativen« aus dem Boden.

1970: Aktion Widerstand, Außerparlamentarische Mitarbeit, Aktion Deutschland, Konservative Sammlung, Bund Freiheit der Wissenschaft, Aktion 70

1971: Deutsche Soziale Union, Aktion 2000

1972: Aktion Kanzlertest Arbeitskreis Soziale Marktwirtschaft, Bürgerinitiative Aktion der Mitte, Bürgerinitiative für Frieden, Freiheit, Selbstbestimmung. Konzentration der Mitte, Zur Sache (Erhard/Schiller), Verein zur Förderung des Parlamentarismus, Initiative mündiger Bürger, Deutsch-Amerikanische Interessengemeinschaft.

Wie auch immer: Die Mobilmachung der »Konservativen Aktion« begann anno 1981 mit viel Brimborium: Mit Flugblättern und Anzeigen in Tageszeitungen ä la *»Moskaus Partisanen sind unter uns«* und *»Pazifismus fahrt zum Krieg«* geißlerte man nach Kräften die neuentstandene Friedensbewegung, Im Friedensherbst 1983 wurde publizistisch

nachgeheizt: »So *bekämpfen wir Rechtsbrecher, Chaoten und Kommunisten«,* Aktionsbeispiele inklusive. Das brachte im rechtsradikalen Lager auch den letzten Arsch hoch.

Zum Beispiel so: »l. *Aktion Igel (Freundschaftskampagne beider Bundeswehr). Während die Linke unsere Bundeswehr beschimpft, ziehen Jugendliche der KONSERVATIVEN AKTION vor die Bundeswehrkasernen und überreichen den Soldaten 'Danke-schön-Briefe«.*

Oder so: *»3. Überraschungs-Aktion (Wir 'besuchen' die Linken bei ihren Sitzstreiks). Wenn Herr Bastian mit seiner Petra Kelly verbissen vor den deutschen und amerikanischen Kasernen hockt, werden junge Leute von der KONSERVATIVEN AKTION genau vor diesen Kasernen - zur gleichen Zeit - Rosen, 'Danke-schön-Briefe' und den Symbol-Igel an die Soldaten überreichen« - was* so forsch und wagemutig klang, daß sich viele KA-Mitglieder doch lieber zuhause einigelten.

Nicht so Panzergrenadier Michael Stange (20), Bundesvorsitzender des KA-Jungvolkes »Konservative Jugend Deutschlands«: *»Können Sie sich vorstellen«,* fragt er höflich bei seinen Gesinnungsfreunden per Rundbrief an, *»daß es heute noch junge Leute gibt, die bereit sind, für ihr deutsches Vaterland alles zu riskieren: Berufliche Karriere, Schulverweis, kommunistisches Gefängnis - notfalls sogar das eigene Leben ? Kaum einer kann sich das vorstellen. Aber es gibt solche jungen Leute. Und zwar in der KONSERVATIVEN AKTION*«. An solchem Wesen soll die Welt genesen.

Mit zahlreichen jener häufig die Bezeichnung wechselnden ultrareaktionören, antikommunistischen Propaganda-Vereinigungen, Gesellschaften, Initiativen und Freundeskreisen ist die Konservative Aktion durch die gleiche Zielsetzung, durch personelle Verflechtung und politischen Gleichklang, durch gleiche Sponsoren und finanzielle Ausstatter verfilzt. Als erster Spender für die »Konservative Aktion« war 1981 Franz Josef Strauß mit einem 1000-DM-Scheck zur Stelle.

Leute von diesem Schlage, *»fleißige Arbeiter und Bauern, anständige Jugendliche, die dem Vaterland dienen wollen«* (Pachmann), waren 1983 wohl auch beim Top »5. Wir *besuchen Präsident Reagan«* mit von der Partie. Das liest sich dann *so: »Vor 300 Jahren wanderten die ersten Deutschen nach Amerika aus. Aus diesem Anlaß empfängt Präsident Reagan im Herbst eine Gruppe von Deutschen im Weißen Haus. Mit Bundespräsident Carstens an der Spitze. Eine Delegation der KONSERVATIVEN JUGEND DEUTSCHLANDS wird dabei sein«.* Warum?

Darum: *»Sie wird dem amerikanischen Präsidenten weiße Rosen überreichen. Als Zeichen für die Festigkeit der deutsch-amerikanischen Freundschaft«.* Sag's durch die Blume.

Andere großherzige und kapitalkräftige Spender traten hinzu. Aus weichen Quellen auch immer, die KA konnte breitangelegte Anzeigenkampagnen und Flugblattaktionen gegen die »Gewerkschaftsmafia«, gegen die Friedensbewegung, gegen Ausländer, gegen die Frauenbewegung und gegen den »Hauptfeind Nr. l«, den Kommunismus, finanzieren.

Beim »Kongreß der deutschen Konservativen« in der Hansestadt wird dagegen Tacheles geredet. Reagan-Spezi Mr. Walter Szepinski, Generalsekretär der »Liga gegen den Weltkommunismus« (WACL) hat im Westen was Neues entdeckt. Mit unheilsschwangerer Miene gibt er dem Auditorium zum Besten: *»Im afraid, that Soviet Union does brainwash all over the world, even in American schools«.* Sowie: *»We must stop the Russian aggression around the world«.* Und verkündet unter frenetischem Beifall auch gleich, wie's gemacht wird: *»We need you and you need us, if we want to win World War III«.* Dagegen klingt die hingeknödelte Forderung *»Froiheit for Rudolf Heß!«* zwar ebenfalls pathetisch, aber doch eher putzig.

Zu den Teilnehmern an Kongressen der WACL oder zu deren Mitgliedern zahlen: der MSI-Chef Almirante, CSU-Bundestagsabgeordneter Hans Graf Huyn, CDU-Bundestagsabgeordneter Markus Berger, Gerhard Frey, Herausgeber der »National-Zeitung«, Chef der DVU, Wolfgang Strauß, Ostexperte der »Nationalrevolutionäre«, der Chef der Todesschwadronen in EI Salvador, Major Robert D'Aubuisson, Generalmajor Robert Close, Vorsitzender des belgischen Verteidigungsrates.

Bleiben wir beim Thema: »Freiheit für Rudolf Heß! «, den Hitler-Stellvertreter, fordern bei der abendlichen Podiumsdiskussion in trauter Runde Sohnemann Wolf-Rüdiger Heß, CSU-MdL Alfred Seidl *(»Die Inhaftierung von Rudolf Heß erfüllt den Tatbestand eines Verbrechens«)* nebst ein paar internationalen Kampfgefährten im Teenie-Alter und Popperlook. Da will Führer Pachmann nicht an sich halten, die Millionen Opfer des Massenmörders Heß noch einmal am Schreibtisch zu erledigen: *»Wenn es nötig ist, die Geschichtsbücher hundertmal umzuschreiben, damit die Welt die Wahrheit über Heß erfährt, werden wir's tun«.* Der Saal *tobt.*

Golo Mann, vom bürgerlichen Geschichtenschreiber mittlerweile offenbar zum rechten Bauchredner abgeschippert, trägt über Video eine Kostprobe der Geschichte(n) in neuer Lesart vor.

O-Ton Heß 1936: *»Wir schwören Adolf Hitler unverbrüchliche Treue!«*

O-Ton Mann 1985: *»Rudolf Heß war ein taktvoller Parteibürokrat, der kaum in Erscheinung getreten ist. Höchstens an Weihnachten, da sprach er dann im Radio über das bevorstehende Fest, den verschneiten Winterwald, die Einheit von Mensch und Natur. Er war ein leidenschaftlicher Naturfreund, so eine Art Grüner von der allerbesten Observanz«.* Auschwitz arbeitete schließlich Umweltfreundlicher als - Buschhaus - und der Feldzug gen Osten war wohl auch eher als Flurbereinigung gedacht!?

Referenten aus dem Bundesverteidigungsministerium wie Oberst i. G. Hubatschek preisen auf Veranstaltungen der KA Reagans SDI-Pläne. Konteradmiral a. D. Poser und der ehemalige Brigadegeneral Heinz Karst (Mitglied der KA), aber auch höchste NATO-Generale, wie der Stellvertreter des Obersten NATO-Befehlshabers, General Hans Joachim Mack, der als Referent bei der KA auftritt, belegen die Verbindungen der KA zur NATO.

Pastor Witt aus Heide hat in der Gesprächsrunde »Ausländer und Abtreibung/Untergang der Deutschen Nation?« auch seine Sorgen: *»Das Tragische in unserer Zeit ist doch, daß man von keinem mehr zu fordern wagt, sein Leben einzusetzen; ob Feuerwehrmann, ob Soldat, ob Mutter«.* Neben dem *»Massenmord aus vorgeschobenen sozialen Gründen«* auch noch die medizinische Indikation ins Schußfeld zu nehmen, sieht er schon deshalb als *»ganz ganz wichtige Aufgabe für die Konservative Aktion«.*

Der Rassenfanatiker Prof. Robert Hepp von der Uni Osnabrück steuert seine Meinung im Tonfall eines Herrenwitzes bei: *»Wer `Ausländer raus!' sagt, muß auch gleichzeitig sagen `Deutsche rein!«.*

Weil nicht alle Frauen beim neuen Lebensborn mit Lust dabei sind, hat sich Hubert Spieker von der »Aktion Lebensrecht für alle« so seine Gedanken zum Thema Vergewaltigung gemacht: *»Die Frauen könnten, wenn sie das Kind partout nicht wollen, dazu verpflichtet werden, sich schnellstens von den Spermien befreien zu lassen. Alleine schon aus Erbgründen, weil der Mann vielleicht ein gestörtes Verhältnis zur Sexualität hatte«.* Sonst keine Probleme?

Mit folgenden ultrareaktionären Vereinigungen ist die Konservative Aktion durch Mitglieder, Referententätigkeit, gemeinsame Kongresse verbunden: Deutschland-Stiftung, Hans-Seidl-Stiftung, Pan-europa-Union, Bund Freies Deutschland, Ludwig-Frank-Stiftung, Brosewitz-Zentrum, Internationale-Gesellschaft für Menschenrechte, Institut für Demokratieforschung, Christlicher Gewerkschaftsbund.

Am Ende dann Programmatisches: KA-Propagandist Siegerist kündigt unter tosendem Applaus an, *»in absehbarer Zeit«* den rechten Sturmtrupp in eine richtige Partei ummodeln zu wollen. Eine Plattform, das »Hamburger Manifest der Deutschen Konservativen« hat er auch schon geschrieben. Quintessenz: *»Der Kommunismus will unsere Freiheit mit der Weltrevolution rauben. Er will die Spaltung unseres Vaterlandes verewigen - es sei denn, er kann das ganze Deutschland in seinen Würgegriff bekommen. Manche Deutsche - auch in der Bundesrepublik - helfen ihm dabei. Gegenwärtig ist der Kommunismus die größte Plage der Menschheit. Wir müssen alles daran setzen, den Kommunismus zu destabilisieren und ihn eines Tages zum Zusammenbruch zu bringen«.* Volk ans Gewehr!

KA-Kuratoriumsvorsitzender G. Löwenthal ist Mitglied und Referent in der 1983 gegründeten, weltweit operierenden »Resistance International«. Zu den Kombattanten dieser Vereinigung gehören Organisationen wie UNITA, die FDN, Exilkubaner, die Generalsekretärin des »Komitees für eine Freie Welt« (USA), CSU-MdB Ludwig von Stauffenberg etc. und so fort.

Ein Teilnehmer aus Emden, *»überzeugter Nationalsozialist, SS-Sturmbannführer und stolzes Mitglied der Waffen-SS«* (Selbstdarstellung), fragt an, ob er mitmarschieren dürfe. Pachmann zieht die Linie klar: *»Die Waffen-SS war eine elitäre Einheit, aber ihre Mitglieder keine Verbrecher. Jeder der sie beschimpft, ist mein Gegner!«*

Wie sagte Chlodwig Prinz zur Lippe doch mit Blick auf den *»roten Mob«* vor der Türe: *»Die Öffentlichkeit wird wissen, wo an diesem Tage die Demokraten angesiedelt sind«.* Da könnte er recht haben.

Auge in Auge mit dem *»linken Pack«* (Stange) und *»kommunistischen Gesindel«* (Siegerist) vor dem Versammlungslokal, erlitt ein 78jähriger KA-Kämpe einen Herzinfarkt.

Der Festgottesdienst unter Leitung von Pastor Witt intonierte am nächsten Morgen: »Der Herr straft unsere Sünden«. Ist es da vermessen, in aller Pietät zu sagen: Amen!

Konkret 01/86, S. 24

Jürgen Reents

Mit vollem Rüstungsrohr ins neue Jahr

Auch 1986 gibt die Bundesregierung wieder das meiste Geld für den Bereich Arbeit und Soziales aus - so war es überall zu hören und zu lesen. Das ist schlicht gelogen. Der größte Anteil des Bundeshaushalts geht weiterhin in die Vor-, Nach- und Hochrüstung.

n der Bundesregierung hat bekanntlich jedes der 16 Ministerien seinen eigenen Haushalt. Aber nicht jeder Haushalt gibt vollständig Auskunft darüber, wieviel Geld denn tatsächlich wohin fließt. In der Ausgabenrangordnung steht Norbert Blüm mit seinem Arbeits- und Sozialministerium ganz obenan: mit 58,5 Milliarden DM oder 22,2 Prozent des im Dezember beschlossenen Bundeshaushalts 1986. An zweiter Stelle steht dann schon Wörners Verteidigungsministerium (BMVg) mit 49,9 Milliarden DM bzw. 18,9 Prozent der Regierungsausgaben.

Doch diese Hitliste betrügt. Ausgaben für Rüstung und Militär finden sich auch in anderen Einzelhaushalten: so die NATO-Zivilausgaben, die NATO-Verteidigungshilfe und die Ausrüstungshilfe im Haushalt des Außenministeriums; der Bundeswehr-Wohnungsbau im Haushalt des Bauministeriums; die Wehrstrafgerichtsbarkeit im Haushalt des Justizministeriums; die Ausgaben für den Wehrbeauftragten im Haushalt des Bundestages; sowie die Verteidigungslasten im Zusammenhang mit dem Aufenthalt ausländischer Streitkräfte in der Bundesrepublik; Militärruhegehälter und Personalverstärkungsmittel für die Bundeswehr in einigen nicht-ministeriumsgebundenen Sonderhaushalten.

Das mit dem Verteidigungshaushalt zusammengerechnet nennt sich »Verteidigungsausgaben nach NATO-Kriterien« und umfaßt im nächsten Jahr 60,4 Milliarden DM bzw. 23 Prozent des Bundeshaushalts.

Daß dies alles ist, was die Bundesregierung in die Rüstung steckt, muß man deswegen aber immer noch nicht annehmen. Es ist nur darüber hinaus schwer zu ermitteln, was z. B. im 7-Milliarden-Etat von Forschungsminister Riesenhuber noch mittelbar in die militärische Forschung geht, oder was aus Bangemanns Wirtschaftshaushalt als Wirtschaftsförderung in der Rüstungsindustrie landet.

Der »Platz in der Spitzengruppen der Allianz«, von dem Wörners Ministerium stolz in eingeweihten Kreisen redet, sieht heute so aus, daß die BRD für die NATO-Streitkräfte in Mitteleuropa und den nördlichen Seegebieten 50 Prozent der Landstreitkräfte, über 60 Prozent der Kampfpanzer, 50 Prozent der bodengebundenen Luftverteidigung, 30 Prozent der Kampfflugzeuge, 30 Prozent der Seestreitkräfte, 70 Prozent der Seestreitkräfte in der Ostsee und 100 Prozent der Seeluftstreitkräfte in der Ostsee stellt. Die Bundeswehr ist im europäischen Bereich der NATO eindeutig dominierend.

Damit dies auch so bleibt, ist in den letzten Jahren vor allem der Bereich Forschung, Entwicklung und Erprobung innerhalb des Rüstungshaushalts aufgestockt worden. Seit Machtantritt der Kohl-Regierung Ende 1982 wurden diese Ausgaben um 55 Prozent auf jetzt geplante 2,6 Milliarden DM für 1986 erhöht.

Geforscht und entwickelt wird vor allem auf den Gebieten Mikroelektronik und Millimeter-Wellen-Technologie für Sensoren, Aufklärung, Zielfindung, Kommunikation und Führung. Konkrete Forschungs- und Entwicklungsprojekte sind derzeit u.a. das Jagdflugzeug 90, für das immer noch um eine Fünf-Staaten-Kooperation verhandelt wird, neue Ausrüstungskompenenten für den MRCA-Tornado zur »weiteren Verbesserung der Eindringfähigkeit«, eine Vertikalbordwaffe für den Alpha-Jet, und neue gepanzerte Kampffahrzeuge für die 90er Jahre. Über die Fraunhofer-Gesellschaft, die Deutsche Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt e.V. (DFVLR), die Forschungsgesellschaft für Angewandte Naturwissenschaften e.V. (FGAN) und das Deutsch-Französische Forschungsinstitut St. Louis läßt das Verteidigungsministerium u.a. auch Laserforschung betreiben.

Die USA haben mit rund zwölf Prozent Forschungs- und Entwicklungsanteil an ihrem Rüstungshaushalt immer noch einen mehr als doppelt so hohen Prozentsatz wie die BRD. Aber die Bundesregierung befindet sich im militärischen Forschungsspurt und animiert zum westeuropäischen Mannschaftslauf. Ziel ist, über eigene und mit den westeuropäischen NATO-Staaten koordinierte militärische Entwicklungen aus der sogenannten »Einbahnstraße« der Rüstungslieferungen herauszukommen: innerhalb der NATO werden für je sieben DM westeuropäische Rüstungskäufe in den USA nur für eine DM amerikanische Rüstungskäufe in Westeuropa getätigt. Das gefällt der westdeutschen Rüstungsindustrie zweifellos nicht.

Erhöhte Ausgaben für Forschung und Entwicklung ziehen mit einigen Jahren Verzögerung denn auch erhöhte Beschaffungen nach sich. Die Steigerungsraten in den Rüstungshaushalten der 90er Jahre sind bereits in den Haushalten 1985 und 1986 angelegt. Und nach aller Erfahrung gilt: was nicht schon im Entwicklungsstadium an militärischer Rüstung verhindert werden kann, wird auf jeden Fall später angeschafft - und egal zu welchem Preis, vor allem wenn einheimische Rüstungskonzerne mit von der Partie sind. Da kann dann ruhig der Preis eines einzelnen Lenkwaffenkörpers für die deutsch-französische Panzerabwehrwaffe Milan innerhalb von zwei Jahren von 18.000 auf 2021.000 DM klettern, die Bundeswehr braucht's ja, und gleich etliche Tausend Stück davon.

Der Mechanismus, wie die Rüstungsindustrie am besten verdient, ist die Vereinbarung von sogenannten Losen, d.h. portionsweiser Anschaffung, wo eine Gesamtlieferzahl vertraglich festgelegt, die Preise aber für jedes Los neu vereinbart werden. Das Paradebeispiel dafür ist die Anschaffung des deutsch-britisch-italienischen Mehrzweckkampfflugzeuges Tornado. In der Beschaffungsvorlage 1976 wurde von einem Gerätesystempreis von ca. 48 Millionen DM pro Flugzeug gesprochen. Inzwischen sind rund 200 der bestellten 322 Flugzeuge ausgeliefert - der Preis pro Flugzeug beträgt jedoch jetzt über 83 Millionen DM. Die Gesamtbeschaffungskosten für den MRCA werden sich damit auf mehr als 27 Milliarden DM belaufen.

Daß die Industrie vom Militär reichlich fett gemacht wird, ist nichts Neues. Auf welchem Wege die Rüstungsaufträge zustande kommen, ist dagegen nicht überall bekannt.

Am 2.4.85 lud beispielsweise der zur Mönch-Gruppe gehörende Verlag Wehr & Wissen zu einem »Behörden-Industrietete-ä-tete« - so die Zeitschrift »Wehrdienst« 981/85 vom 25.3.85 - in die Stadthalle Bad Godesberg ein. Dort würden, hieß es in der Ankündigung, »BMVg-Beamte und Offiziere die Industrie über die im Parlament unter *Vertraulich* vorgetragene Bundeswehr-Planung« für das Jahr 1986 informieren. Für diesen Geheimnisverkauf wurde ein »Eintrittspreis« von 560 DM verlangt.

Daß die Rüstungsindustriellen so offen ein als Eintrittsbeitrag getarntes Schmiergeld für Informationen über Beschaffungspläne zahlen müssen, ist aber eher die Ausnahme. Im allgemeinen läuft das zwangloser. Es existiert z.B. ein Arbeitskreis »Industrieunterstützung in Krise und Krieg für die Luftwaffe« (INDUNT), dem Vertreter des Verteidigungsministeriums, des Wirtschaftsministeriums und des Bundesverbandes der Deutschen Luftfahrt-, Raumfahrt- und Ausrüstungsindustrie (BDLI) angehören. Der Arbeitskreis INDUNT war zustande gekommen, nachdem der BDLI sich bei Wörner wegen zu geringer Rüstungsaufträge beschwert hatte. Künftig wollen die BDLI-Emissäre und die BMVg-Beamten nun gemeinsam besprechen, welche Aufträge geplant werden sollen. Ob ein Großgerät der Luftwaffe mal wieder gründlich instandgesetzt werden muß, richtet sich dann nach dem Auftragsbedürfnis der Industrie.

Im Verteidigungshaushalt 1986 sind für 12,3 Milliarden DM Waffen- und Munitionskäufe sowie andere militärische Beschaffungen vorgesehen. Dazu gehören u.a. 42 weitere Tornados, Auffüllung des Kampfpanzerbestands Leopard 2 auf 1.746 Stück, Beschaffungsfortsetzung der Luftabwehrraketen Patriot und Roland (seit 1985), der Zerstörer Kl. 103 B und der Fregatten Kl. 122 (sechs sind davon in Dienst, zwei weitere sollen bis 1989 hinzukommen). Für etliche Waffensysteme sind sogenannte Kampfkrafterhaltungen und Kampfkraftverbesserungen geplant. Ferner ist mit einer Automatisierung der Fernmeldenetze, einem neuen Luftraumüberwachungsradar und modernen digitalen Weitverkehrsgeräten für das Flottenkommando eine »Verbesserung der Führungsfähigkeit sowie Steigerung der Fähigkeiten in der elektronischen Kampfführung« beabsichtigt.

Munition soll 1986 für 2,3 Milliarden DM beschafft werden: seit Machtantritt der Kohl-Regierung 1982 ist das eine Steigerung um 45,3 Prozent. In der weiteren Planung ist vorgesehen, eine Munitionsbevorratung für einen 30-Tage-Kriegsbedarf zu erreichen, was die Munitionsausgaben in den nächsten Jahren vermutlich auf knapp ein Drittel sämtlicher militärischer Beschaffungen hochschnellen läßt.

Die angelaufenen neuen Beschaffungsprojekte bzw. Modernisierungen (Kampfkraftverbesserungen) älterer Waffensysteme wie auch die neuen Schwerpunkte im Bereich Forschung und Entwicklung machen allesamt eines deutlich: es geht darum, die Bundeswehr entsprechend den neuen NATO-Plänen kriegsführungsfähig zu machen. Zwar behauptet die Bundesregierung immer noch, das Konzept »Air-Land Battle 2000« der US Army sei für die Bundeswehr nicht gültig; die Tatsachen der Waffenbeschaffung und Waffenentwicklung widersprechen dem jedoch.

In dem von Heeresinspektor Meinhard Glanz und US-Generalstabschef Edward C. Meyer 1983 gemeinsam unterzeichneten Vorwort dieses Konzepts heißt es: »Unsere Armeen müssen so bewaffnet und ausgebildet werden, daß sie die Kampfaufträge bewältigen, die wir ab Mitte der 90er Jahre auf dem mitteleuropäischen Gefechtsfeld durchführen müssen.« In dem Konzept selbst heißt es: »Zweck der Kampfhandlung ist es, die Streitkräfte des Gegners niederzuringen, vorzugsweise (!) mit konventionellen Mitteln. ... Unabhängig von der jeweiligen Strategie muß der Kommandeur immer vier miteinander verbundene Schritte zum Sieg tun: den Gegner an der Frontlinie schlagen, Angreifen in die Tiefe des Raums, die Initiative an sich reißen und die Luft-Land-Schlacht schnell und eindeutig beenden. Der Angriff in die Tiefe trägt den Kampf zum Gegner.«

Wenn es richtig wäre, wie die Bundesregierung behauptet, daß die Bundeswehr ein »Verteidigungskonzept« an der eigenen Grenze der Bundesrepublik hätte, warum dann die Umrüstung der MRCA-Tornados auf »weitere Verbesserung der Eindringfähigkeit«? Warum dann die Beschaffung der Anti-Radar-Lenkflugkörper HARM für den Tornado, die von Texas Instruments speziell für die Ausschaltung von Luftabwehreinrichtungen entwickelt wurden? Warum dann die vorbereitete Beschaffung des Mittleren Artillerie Raketen Systems (MARS), das »eine Lücke in der Ausrüstung der Bundeswehr bei der Bekämpfung von gegnerischen Artilleriekräften und gepanzerten Folgestaffeln vor ihrem Eintritt in das Gefechtsfeld«

schließen soll? Warum dann das Interesse an der von Dornier und Canadair entwickelten Drohne CL 289, die ebenfalls eine spezielle »deep strike weapon« ist?

Die Beschaffungen und der Anlagenausbau (2,4 Milliarden DM) der Bundeswehr werden durch Infrastrukturmaßnahmen der NATO ergänzt, die im laufenden Sechsjahresprogramm 1985 - 1990 über 21 Milliarden DM verschlingen werden. Die Bundesregierung trägt davon einen Anteil von ca. 27 Prozent, für 1986 rund 820 Millionen DM. Damit werden vor allem Bauvorhaben an Raketenstellungen, Flugplätzen und Versorgungseinrichtungen (Tanklager etc.) finanziert. Daß in Vorlagen aus dem Verteidigungsministerium, die als Verschlußsache »Nur für den Dienstgebrauch« gekennzeichnet sind, im Zusammenhang mit solchen Baumaßnahmen ungeschminkt von »Kriegshauptquartieren« die Rede ist, zeigt den Einzug Reaganscher Sprachgewalt in das Alltagsdenken der Herren über Krieg und Frieden hierzulande.

Zur diesjährigen Erfüllung des deutsch-amerikanischen Regierungsabkommens »Wartime Host Nation Support« (WHNS) sollen 183 Millionen DM ausgegeben werden. 1984 waren es knapp 39 Millionen, 1985 knapp 109 Millionen DM - also in nur zwei Jahren eine Steigerung um mehr als 370 Prozent.

Das WHNS-Abkommen wurde im April 1981 von der Schmidt-Regierung mit den USA »für die Dauer des Nordatlantikvertrags« geschlossen. Darin erklärt die US-Regierung ihre Absicht, »im Falle einer Krise oder eines Krieges im Einvernehmen mit der Regierung der Bundesrepublik Deutschland ihre in der Bundesrepublik Deutschland stationierten vier Divisionen und dazugehörigen fliegenden Staffeln innerhalb von zehn Tagen um sechs weitere gepanzerte, mechanisierte und Infanteriedivisionen und dazugehörige fliegende Staffeln zu verstärken«. Die Bundesregierung hat in diesem Abkommen die Verpflichtung übernommen, zusätzlich 90.000 Soldaten zur Unterstützung der amerikanischen Verstärkungstruppen aufzustellen, die US-Einrichtungen in der BRD schützen sollen. Ferner hat sie sich verpflichtet, daß die BRD »im Krisen- oder Kriegsfall« bis zu 200 Kriegsgefangene und 1.725 Verwundete aufnimmt, und für die Entgiftung von 34.000 radioaktiv verstrahlten Personen und 2.700 radioaktiv verstrahlten Fahrzeugen sorgt - täglich! Lapidar heißt es in Artikel 1 des WHNS: »Für Zwecke dieses Abkommens stellen die Vertragsparteien gemeinsam fest, wann eine Krise oder ein Krieg besteht.« Besonders der Begriff der Krise legt nahe, daß die BRD mit Hilfe dieses Abkommens zur Drehscheibe von US-Interventionstruppen und kriegsbegleitenden Maßnahmen auch in anderen Regionen der Welt gemacht werden kann.

Indes soll eins am neuen Verteidigungshaushalt nicht unerwähnt bleiben: für den Umweltschutz will Wörner 1986 angeblich 500 Millionen DM ausgeben. Erstaunen muß das schon, wo doch Zimmermann als in dieser Sache federführender Innenminister in seinem eigenen Etat lediglich schlappe 300 Millionen DM allgemeine Bewilligungen für den Umweltschutz plus noch schlappere 50 Millionen DM für die Arbeit des Umweltbundesamtes bereitgestellt hat. Wieso kann die Bundeswehr sich also so viel mehr leisten? Und vor allem: wofür? Originalton BMVg: »Auf den Übungsplätzen der Bundeswehr, die teilweise zu regelrechten Reservaten für bedrohte Tier- und Pflanzenarten geworden sind, sorgen Betreuungsgruppen dafür, daß Bodenschäden vermieden bzw. schnell beseitigt werden.« Aber die regelmäßige manövergerechte Wiederherstellung der Truppenübungsplätze, weil dort die von der Bevölkerung sowieso nicht erlebbare Natur kaputt geschossen, kaputt gesprengt und kaputt gewalzt wird, kostet alleine natürlich nicht 500 Millionen DM.

Wörners Beamte haben sich ganz was Besonderes einfallen lassen, um auch auf diesem Sektor Spitze zu sein: sie haben u. a. die Ausgaben für Umsiedlungen im Zusammenhang mit dem Bau und den Betrieb von Militärflugplätzen, die Transportkosten gepanzerter Verbände mit der Eisenbahn statt auf der Straße, und die Kosten für den Ausbildungs- und Übungsbetrieb im Ausland (insbesondere Tiefflugübungen) in ihre Umweltrechnung mit hineinaddiert. Zweiffellos hat diese List auch noch ihre Erweiterungsmöglichkeiten: je mehr deutsche Kriegsschiffe z.B. auf den Weltmeeren oder vor fremden Küsten kreuzen, desto weniger kommt die deutsche Umwelt zu Schaden...

Konkret 01/86, S. 28

Oswald Iten

Kommunisten-Fresser

Auf den Philippinen mehren sich die Erfolge der 20 000 Guerilleros der New People's Army (NPA). In drei Jahren, so prophezeien die Revolutionäre, werden sie das militärische Patt mit den Marcos-Streitkräften erreicht haben. Marcos scheut im Kampf gegen die NPA keine Mittel. Auf der umkämpften Insel Mindanao wüten unter seinem Schutz fanatische Sektierer gegen die »gottlosen Kommunisten« oder wen sie gerade dafür halten., Marcos selbst hat für den 7. Februar Präsidentschaftswahlen angesetzt als eine Inszenierung, die hauptsächlich für das Fernsehen in den USA gedacht ist

»Kugeln gegen Kugeln helfen nicht weiter, das haben wir versucht. Wir müssen wieder an die Wurzeln des Volkes herankommen. « Das ist die späte Einsicht Wilfredo Aquinos, seiner Größe von 1,60 Metern wegen »Baby« genannt. Man könnte Mitleid mit dem Quartiervorsteher (Barangay Captain) des Slums von Agdao hegen, wenn er über den Verlust aller seiner 28 Männer der paramilitärischen Zivilverteidigungspatrouille(CHDF) klagt, die einer nach dem andern von Guerilleros der Neuen Volksarmee (NPA) erschossen worden sind.

Agdao, mit 126.000 Einwohnern einer der größten Slums der Philippinen und das bedeutendste Quartier von Davao, der Millionenstadt im Süden der Insel Mindanao ist heute fest in der Hand der NPA; es ist das erste größere Stadtgebiet, das die Guerilla auf den Philippinen kontrolliert. Soldaten trauen sich nur noch in halber oder ganzer Hundertschaft dorthin, riegeln einzelne Sektoren ab und durchkämmen sie nach Guerilleros. Selten erwischen sie einen, denn ein ausgeklügeltes Warn- und Fluchtsystem läßt die Kämpfer rechtzeitig fliehen.

Von Agdao aus operieren die Kommandos der NPA, die »Sparrows« genannt werden, weil sie wie Spatzen von einem Ziel zum nächsten hüpfen. Ihr Operationsraum reicht bis ins Geschäftszentrum hinein, wo sie, selbst zur Mittagszeit, Polizisten erschiessen oder Handgranaten in Militär-Jeeps werfen. Davao ist für die NPA eine »Musterstadt«, weil sie wie kaum eine andere Metropole in den letzten Jahren gewachsen ist. Die Armeeführung reagiert nervös auf die zunehmenden Aktionen der Guerilla, von der man vermutet, daß sie hier die Rezepte des städtischen Untergrundkrieges erprobt, mit dem dann spätestens im nächsten Jahr auch in der Hauptstadt Manila begonnen werden soll. Die besten Offiziere der Streitkräfte sind nach Davao entsandt worden, doch sie sind sich nicht einig über die zu ergreifenden Massnahmen.

Oberst Laudemer Kahulugan, Stadtkommandant, . 51 Jahre alt, Vietnamveteran, ein alter Haudegen also, der nie eine Offiziersschule besucht hat, befürwortet eine harte Strategie, mit der die Rebellen dorthin befördert werden sollen, wo sie hingehören: sechs Fuß unter die Erde. Der Volksmund nennt ihn »Col Kaguluhan«, was soviel wie »Unruhestifter« heißt.

Oberst Rodolfo Biazon, Chef der im Stadtumkreis operierenden 3. Marines Bridade, ebenfalls 51 Jahre alt, Held des Krieges gegen die musliminische Moro National Front in Mindanao - Zivilisten starben zu Zehntausenden, 300.000 Menschen wurden zu Flüchtlingen gemacht - hat mittlerweile eine friedliche Tour drauf: »Der Moro-Krieg war ein richtiger Krieg. Jedermann in den Muslimgebieten war unser potentieller Feind. Wir brauchten drei Jahre, um zu begreifen, daß der Krieg gegen die NPA anders ist. Wir müssen unseren Marines einhämmern, daß sie hier jedermann als potentiellen Freund betrachten sollten.« Denn nach Biazons Meinung stossen die Guerilleros bei der Bevölkerung auf Sympathie, nicht weil sie kommunistisch, sondern weil sie regierungsfeindlich sind. Die Korruptheit des Regimes Marcos erschwere seinen Kampf gegen die NPA, meint der Oberst, der sich auch nicht über zu wenige Hubschrauber und moderne Waffen beklagt: »Sie würden nur dazu verführen, uns auf ihren Einsatz zu konzentrieren, statt die Bevölkerung mit friedlichen Mitteln zu gewinnen.«

Auch in den ländlichen Gebieten Mindanaos breitet sich der Krieg aus. Die Neue Volksarmee operiert immer häufiger in Bataillonsstärke, besonders im Nordosten in Agusan und im Nordwesten in Misamis. Berichte über Racheaktionen an der Zivilbevölkerung durch Soldaten und den Einsatz von Luftwaffe und Artillerie mehren sich. Der Misserfolg der Armeemassnahmen ist offensichtlich. Die erzwungene Konzentration der Bevölkerung in Wehrdörfern (»hamletting«) hat die NPA nicht an ihrer Ausbreitung gehindert. »Freifeuerzonen« und Abschottung ganzer Dörfer (»zoning«) sind die neuesten Antworten der Soldaten auf die Herausforderung der NPA.

In Mindanao ist mehr als die Hälfte der philippinischen Armee im Kampf gegen die NPA engagiert. Die Guerilla ihrerseits setzt ebenfalls die Hälfte ihrer Kräfte auf dieser zweitgrößten Insel des Landes ein, gemäß eigenen Angaben 10.000 Untergrundkämpfer, die ihre Waffen zum größten Teil von den Streitkräften erbeutet haben. Trotz des Kräfteverhältnisses von etwa 1 : 20 zugunsten der Armee ist die Guerilla im Vormarsch.

Eine ganze Serie von Maßnahmen im Kampf gegen die Rebellen und ihre Sympathisanten sind zu schmutzig, als daß sie direkt von den Soldaten vollzogen würden. Die berüchtigsten Offiziere, vor allem solche der gefürchteten paramilitärischen CHDF, sind ihres Kommandos enthoben worden - marodieren aber seither ungestört und voll bewaffnet in Mindanao herum und, begehen Untaten, für die sich die Regierung nicht verantwortlich hält.

Als neueste Variante im Antiguerillakampf setzt die Regierung auf die Karte der religiösen Fanatiker. Präsident Marcos nannte sie öffentlich eine seiner wichtigsten Stützen auf dem Weg zum Sieg. In Mindanao operieren über ein Dutzend

Sekten dunkler Provenienz.

Der ehemalige Polizist Nene Butak in Manticao, Misamis Oriental, ist einer der kleinere Sektenführer. In den vergangenen Monaten hat er raschen Zulauf erhalten, besonders seit ihm Anfangs 1985 automatische Waffen gegeben wurden. Oberst Ratunil, am Amtssitz des Bürgermeisters von Manticao befragt, bestreitet nicht, daß er den Leuten Nenes Sturmgewehre geliefert hat. Ratunil, ein hagerer Mann mit Brillantinefrisur und durchgeladenem 45er im Hosenbund, ist Reserveoberst und Angestellter des Ministry for Human Settlements, als dessen Chef Imelda Marcos persönlich firmiert. Dieses der allgemeinen Wohlfahrt verpflichtete Ministerium hat ein Entwicklungsprogramm mit dem Namen »Kabisig« erfunden, eine Abkürzung für »Fortschritt durch Worte und Taten« (ka für Fortschritt, b für Barangay/dorf, is für isig/ Gedanken, g für gawa/Taten).

In Manticaos hat Oberst Ratunil - wie er sagt, auf eigene Initiative und ohne Befehl Imeldas - die Kabisig mit der paramilitärischen Village Defense Force in Verbindung gebracht, die identisch mit Butaks Jüngerschar ist. Nachts patrouillieren diese »Dorfverteidigungskräfte« in den ausgestorbenen Straßen, sitzen auf den Wachtürmen vor dem Rathaus und erschiessen bei Gelegenheit einen »Kommunisten«. Ausserdem liefern sie der Obrigkeit Spitzeldienste über ihre Mitbewohner in den Quartieren. Ratunil kann auf die Dienste nicht verzichten: »Nene bewacht unsere Gemeinde und liefert Informationen. für Patrouillengänge fordern unsere Soldaten einen Zug der Kabisig an, der ihnen im ungewohnten Gelände vorangeht.« Der Armee sind die Kabisig wertvoll, weil sie ihr als kugelsichere Irre den Weg im rebellendurchsetzten Gebiet bahnen.

Kugelsichere Irre? Nene und alle anderen Sektenführer behaupten, daß unverletzlich sei, wer ihren Anweisungen folge und gemäß ihren Worten handele. Diese Weisheit schöpft Butak aus den Büchern Mose 6 bis 10, in denen steht, weshalb sie von den christlichen Kirchen, vom Islam und vom Judentum unterdrückt werden, die alle nur die ersten fünf Bücher Mose anerkennen.

Die Bücher 6 bis 10 oder »Moses' Magical Spirit Art« des Henri Gamache in der amerikanischen New Lewis de Claremont Edition sind Schmöker, gefüllt mit Magie, Hexerei und obskurer Religiosität. Sie sind Nene auf wundersame Weise zugespielt worden. Im Zweiten Weltkrieg soll ein amerikanischer Pilot in Mindanao abgestürzt sein. Seinem Retter, einem späteren Lehrer Nenes, habe er die angeblichen Werke Mose geschenkt. Die Legende hat allerdings den Schönheitsfehler, daß die Bücher erst 1948 gedruckt worden sind. Was soll's, Butak trägt die Bücher stets auf sich, zitiert daraus bei jeder Gelegenheit.

Vor allem aber enthalten die Bücher den Schlüssel für die Unverletztbarkeit der Gläubigen: die 41 Namen Gottes. Zählt man sie in Augenblicken der Gefahr in korrekter Reihenfolge auf Hebräisch und ohne Akzent auf, so prallen Gewehrkugeln vom Körper ab, bleiben Machetenhiebe wirkungslos. Da bei der Litanei leicht Fehler unterlaufen, vermarktet Nene der Einfachheit halber und zur Aufbesserung seiner Kasse stählerne Amulette mit den eingravierten Gottesnamen, die denselben Zweck erfüllen. Auch Ratunil trägt eines, obwohl er kein Jünger Nenes ist, doch man könne nie wissen, vielleicht sei doch was an der Geschichte dran, meint der Oberst, der wie die meisten Filipinos großen Respekt hat vor »anting-anting«, den Amuletten.

Amulette, obskur beschriftete Hemden, geheimnisvolle Oelfläschchen und der damit verbundene Glaube an Unbesiegbarkeit gehören zur wichtigsten Ausrüstung der mehrere tausend Anhänger starken Fanatiker, die sich in Dutzenden verschiedener Sekten zusammengeschlossen haben. Sie tragen Namen wie »Rock Christ«, »Dos por Dos«, »Ilaga«, »Alpha et Omega«, »Philippine Benevolent Missionary Association«, »4K«, »Crusaders Word Army«, »Rizalians« und »Sagrado Corazon Senor«. Die letzteren werden auch »Tad-tad« (Hacker) genannt, weil sie ihre Opfer zerstückeln.

Jede dieser Sekten besitzt eine andere Gründungslegende, sie unterscheiden sich in manchen Ritualen und Äußerlichkeiten, allen gemeinsam ist ihr gottberufener Hass gegen die Kommunisten.

Ein Fanatiker der »Ilaga« in Lanao del Norte weist auf sechs Parfümflaschen mit Oelen. das eine mache ihn unsichtbar, ein anderes für Kugeln undurchdringbar, in einem befinden sich Stücke des Ohrs eines getöteten Feindes, ein anderes beginne in Gegenwart eines Kommunisten zu sieden. Jeden Monat müssen die Ingredienzen erneuert werden, als Einkommensquelle des Sektenchefs. Das T-Shirt, auf dem gemäß der Aussage des »Ilaga« lateinische Inschriften stehen (in Wirklichkeit sind es unleserliche Phantasiefloskeln), darf nur in der Karfreitagsnacht gewaschen werden.

Die »Ilaga« - zu deutsch »Ratten«, wohl die älteste und eine der radikalsten Sekten Mindanaos, gaben das Vorbild für alle späteren ab. Sie wurde Ende der sechziger Jahre von Bernardo Baylosis, alisas Kumander Toothpick, gegründet. Mitglieder waren Eingewanderte aus den Visayas-Inseln, die sich auf Kosten der Muslimbevölkerung in Mindanao Land nahmen, weshalb ihr Name mit »llango Land Grabbing Association« ausgelegt wurde. Deshalb wurden sie bevorzugt in die Zivilverteidigungspatrouillen (CHDF) rekrutiert. Solchermassen bewaffnet, richteten sie unter der Landbevölkerung grauenhafte Massaker an und trugen zum Ausbruch der Rebellion der Moro National Liberation Front bei. Abscheu erregten vor allem ihre kannibalischen Praktiken. Gegen einen der berüchtigsten Chefs der Ilaga, Kumander Bucay in

South Cotabato, sammelte die katholische Mitte der siebziger Jahre zahlreiche Dokumente, die den Kannibalismus der Sekte belegen. Darunter befinden sich Fotos, die Bucay und seine Frau Inday zeigen, wie sie einen zum Geburtstagsfest des Kumanders geschlachteten Muslim fressen, ferner einen in Formalin eingelegten Penis, den sie einem Opfer abgeschnitten hatten. Abtrünnige Sektenmitglieder legten Zeugnis von den unbeschreiblichen Blutorgien der Ilaga ab. Schließlich sah sich das Armeekommando gezwungen, einen Haftbefehl gegen Bucay und Konsorten auszustellen. Er wurde allerdings nie gefasst. Kumander Bucay und seine brutalen Taten gerieten in der rauhen Realität Mindanaos in Vergessenheit - bis er im April 1985 den italienischen Priester Tulio Favali, den er mit einem anderen italienischen Missionar verwechselt hatte, ermordete. Mitten auf einer Straße in Tulunan schoss Bucay dem Italiener eine Kugel in den Kopf und zerschlug ihm die Schädelschale, damit die Horde Teile seines Hirns auffressen konnte.

Das Verbrechen Bucays löste in der philippinischen Öffentlichkeit breite Abscheu aus. Präsident Marcos verkündete, die Armee werde nicht eher ruhen, als bis Bucay in Ketten liege. Doch nichts geschah. Bucay sei unauffindbar, sagten die Offiziere, doch Ordensbrüder Favalis boten sich an, die Truppen zu seinem Aufenthaltsort zu führen. Dann erklärte General Tapias, Kommandeur der Region, daß kein Haftbefehl gegen Bucay ausgestellt worden könne, weil die Zeugen des Vorfalls nicht zur Aussage vor dem Haftrichter bereit seien. Diese Zeugen sind aus begründeter Furcht um ihr Leben allerdings erst nach erfolgter Verhaftung Bucays zum Zeugnis bereit.

So können die Mordaktionen der Ilaga und der verwandten Sekten ihren weiteren Lauf nehmen. Der Fall Favali wurde zwar auf den Titelseiten in Manila beachtet, doch die täglichen Brandschatzungen und Massaker unter der Landbevölkerung finden höchstens in den Statistiken über Menschenrechtsverletzungen ihren Niederschlag. So wie die »Ilaga« der Armee im Kampf gegen die Muslimrebellen dienlich waren, nützen sie nun im Antiguerillakampf gegen die New People's Army.

Die NPA steht dem Problem der Sektierer ratlos gegenüber. NPA-Führer erzählen, wie sie Fanatiker zur Einsicht zu bringen versucht hatten. So habe man beispielsweise einmal eine in die Enge getriebene Sektengruppe von der Absurdität ihres Glaubens an die Unverletzbarkeit zu überzeugen versucht. Einer dieser Männer habe sich dann zum Beweis als Zielscheibe anerboten. Als er tot umfiel, waren seine Mitsektierer keineswegs in ihrem Glauben erschüttert. Für sie war der Tod ihres Freundes nur gerade Beweis dafür, daß er nicht fest genug der Glaubenslehre gefolgt war, und der nächste trat vor.

Die paar tausend fanatischen Sektierer werden den Bürgerkrieg auf den Philippinen nicht entscheidend beeinflussen können, sondern nur blutiger gestalten. Weit wichtiger für die Regierung in ihrem »Kampf um Herzen und Verstand« der Bevölkerung sind die protestantischen Fundamentalistenbewegungen amerikanischer Herkunft, die landesweit wie Pilze aus dem Boden schiessen. Die katholische Kirche, deren aktiver Teil im Sinne der Befreiungstheologie Partei für die Armen nimmt, vermag den Antikommunisten keine Alternative mehr zu bieten. Fast alle Mitglieder amerikanischer Sekten sind denn auch ehemals strenggläubige Katholiken, die natürlich keine Kommunisten fressen, aber ihnen die Bibel entgegenwerfen wie dem Teufel das Weihwasser. Sie glauben, daß nur Gott die Philippinen retten kann.

Konkret 01/86, S. 39

Konrad Ege

CIA zeigt was er kann

Die Zeiten sind vorbei, da die USA nur heimlich, still und möglichst leise antikommunistische Bewegungen mit aller gebotenen Kraft unterstützten. Die Hilfe kommt jetzt offen. Jetzt muß, wo immer die USA mitmischen, aber auch gesiegt werden.

Auf Berichte über »Volksaufstände« und »Guerillabewegungen« reagiert man in Washington nicht mehr wie gewohnt: Nach Jahrzehnten »kommunistisch geführter Aufstände gegen pro-westliche Regierungen« sei in den achtziger Jahren ein »bedeutendes neues Phänomen« in Erscheinung getreten, freute sich Aussenminister George Shultz: Zahlreiche »Volksaufstände«, die kommunistische Regierungen bekämpften. Der Chef des Außenministers hat diese »demokratischen Befreiungsbewegungen« ebenfalls registriert, die dem Reich des Bösen das Leben schwer machen wollen. »Auf jedem Kontinent«, vermerkte der Präsident in seiner Rede zur Lage der Nation, finden »antikommunistische Revolutionen« statt. Die USA als die führende demokratische Nation der Welt, könne bei diesen Aufständen nicht tatenlos zusehen. »Wir dürfen nicht die Treue brechen mit denen, die ihre Leben riskieren... um der von der Sowjetunion unterstützten Aggression Trotz zu bieten und um Rechte zu sichern, die wir schon von Geburt an haben«.

»Nicht, die Treue brechen« heißt für die Reagan-Administration, »antikommunistische Befreiungsbewegungen« weltweit finanziell, mit Waffenlieferungen, Trainingskursen und der Vermittlung von nachrichtendienstlicher Information zu unterstützen. Kommentierte ein Vertreter des Verteidigungsministeriums: »Wir sprechen jetzt davon, daß wir uns bei Aufständen ('insurgencies') einschalten - anders als in den sechziger Jahren, als wir hauptsächlich counterinsurgenc Operationen durchführten. Der Sozialismus ist nicht irreversibel«.

Das sind nicht nur leere Worte. In den ersten vier Amtsjahren bat die Reagan Administration »demokratische« insurgencies tatkräftig unterstützt - oder sie sogar kreiert. Das wichtigste Instrument dazu war der Geheimdienst CIA. Unter Reagans Vorgänger Jimmy Carter gab es etwa zehn »covert operations« des CIA. In den ersten vier Jahren Reagan dagegen waren es ungefähr fünfzig. Der Einsatz von »covertaction«-Spezialisten des CIA ist eine Routinesache geworden.

Reagan und CIA-Direktor William Casey wo en sie a ei auch nicht von en Regierungsbeamten dazwischenreden lassen, die derartige Operationen für kontraproduktiv oder für verfrüht halten. Unter Carter hatten die Fachleute der verschiedenen Geheimdienste und der Ministerien führend bei der Planung für Geheimoperationen mitgewirkt. Reagan begrenzt das Entscheidungsgremium für »covert operations« auf eine Planungsgruppe im Nationalen Sicherheitsrat. In der sitzen lediglich der Präsident selber, Casey, und ein paar ausgewählte Hohepriester des inneren Kreises der Regierung, darunter Vizepräsident George Bush, Verteidigungsminister Caspar Weinberger und der Nationale Sicherheitsberater Robert McFarlane.

Diese Zusammensetzung des Planungsteams sei ein Problem, vertraute ein Regierungsvertreter der »New York Times« an: Seine Mitglieder »sind von Geheimoperationen fasziniert. Es ist leichter für sie, diese zu bewilligen als komplizierte diplomatische Fragen zu diskutieren.« Reagan und seine Männer wollen als Befreier der von Kommunisten versklavten Völker auf die Bühne der Weltgeschichte galoppieren. Zu diesem Zweck autorisierten sie mehrere CIA-Operationen, um »antikommunistische Befreiungsbewegungen« zu unterstützen. Nicht nur in Nicaragua.

Contras I: Tschad

Bisher konnten die Männer des Planungsteams nur in einem Fall siegreich in den Sonnenuntergang reiten: im Tschad. Dieses dünn besiedelte zentralafrikanische Land erklärte die Administration zu einer »strategisch wichtigen« Nation, auf deren Beherrschung es der libysche Staatschef Muammar Gaddafi abgesehen habe. Die tschadische Regierung Goukouni Queddis, die zeitweilig von libyschen Einheiten gegen Rebellenkräfte unterstützt wurde, sei ein Partner im angeblichen Expansionsstrebe Gaddafis. Mit Hilfe der Regierungen des Sudans und Ägyptens begann der CIA 1981, die Streitkräfte des Rebellenführers Hissene Habré (Forces Armees du Nord, FAN) zu unterstützen, um die Regierung Goukounis zu Fall zu bringen. Insgesamt gab der CIA etwa zehn Millionen Dollar für die Operation aus. Ägypten schickte im Juli und August 1981 mehrere Flugzeuglandungen voll Waffen. Um Goukouni weiter zu schwächen, stellte Reagan das US-Lebensmittelhilfsprogramm im Tschad ein, was besonders drastische Folgen hatte, da Habres Männer im Süden des Landes die Ernten zerstörten und das Vieh töteten.

Im Juni 1982 erreichten Habré und die CIA ihr Ziel: die FAN marschierte in der Hauptstadt N'djamena ein. Um Habres Regime abzusichern, schickte Reagan über 20 Millionen Dollar Militärhilfe und Militärberater nach N'djamena; Frankreichs Präsident Francois Mitterrand ergänzte die Hilfsaktion mit der Entsendung von Einheiten der Fremdenlegion.

CIA-Schützling Habre wütete schrecklich nach seiner Machtübernahme. Hunderte seiner Gegner ließ er hinrichten, FAN-Soldaten plünderten und raubten alles, was nicht niet- und nagel- fest war. Greueltaten habe es gegeben, gab Habre 1982 zu, versicherte gegenüber dem Londoner »Economist« jedoch, solche Greueltaten seien »nur natürlich, da Soldaten sich

gewöhnlich schlecht verhalten, nachdem sie einen langen Krieg geh ben«.

Contras II:

Afghanistan

Die teuerste CIA-Operation läuft in Afghanistan. Allein 1985 hat der CIA für die heiligen Krieger beinahe eine halbe Milliarde Dollar ausgeben. Die CIA-Operation begann schon 1979 - etwa ein Jahr nach dem Sturz einer rechten Regierung und mehrere Monate bevor die Sowjetunion Soldaten ins Land schickte. Der ehemalige Nationale Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski prahlt noch heute, er habe die Waffenkanäle zu den Rebellen gelegt. Reagans CIA-Direktor Casey hat die Waffentransporte dann »professionalisiert«.

CIA-Hilfe schließt auch die Vermittlung von nachrichtendienstlichen Informationen ein. Als die Sowjets und afghanische Einheiten im Frühjahr 1984 im Panjshir Tal eine Offensive gegen die Streitkräfte des Rebellenführers Ahrnad Shah Massoud begannen, konnte der sich rechtzeitig absetzen: US-Überwachungssatelliten hatten sowjetische Truppenbewegungen bemerkt, und der CIA hatte Massoud gewarnt. Die Sowjets und die afghanischen Regierungstruppen fanden verminte Straßen und Dörfer vor - die Minen kamen, wußte »Time« zu berichten, direkt aus einem US-Heeresdepot in der Bundesrepublik.

Trotz der enormen Summen, die der CIA für Afghanistan ausgibt, beklagen sich die Rebellenchefs gerne, ihre Kämpfer erhielten nicht genügend Waffen. In manchen Fällen mag das auch stimmen. Viele Rebellenchefs haben sich mit den CIA-Zuwendungen stattliche Bankkonten im Ausland angelegt. CIA-Waffen werden von den Kriegern auch auf dem Schwarzmarkt weiterverkauft - zur Besorgnis des CIA nicht selten an Opponenten des pakistanischen Diktators Zia ul-Haq, Unterstützer der »Mujahidin« in Washington schätzen, daß über die Hälfte der CIA-Zuwendungen unterwegs »verloren gehen«.

In Wirklichkeit fehlt in den Waffenarsenalen der Rebellen anscheinend nur eines: genügend zuverlässige Waffen, die gegen Hubschrauber und Flugzeuge eingesetzt werden können. Das soll sich ändern. Mit den Geldern, die im Sommer '85 vom US-Kongreß bereitgestellt wurden, sollen die Rebellen mit den in England produzierten tragbaren Blowpipe Flug - Abwehrraketen ausgerüstet werden.

Contras III: Kampuchea

Was Reagan angeht, ist der Vietnamkrieg (»ein nobles Unternehmen«) noch nicht zu Ende. Da Rambo nicht zur Verfügung, steht, muß der Präsident sich darauf beschränken, die Militärverbände Pol Pots, des ehemaligen kampucheanischen Ministerpräisdenten Son Sanns und des ehemaligen Staatschefs Prinz Sihanouk zu unterstützen, die von Thailand aus gegen die kampucheanische Regierung und die vietnamesischen Truppen in Kampuchea kämpfen. Das US-Aussenministerium betont, direkte US-Hilfe ginge nur an die »Nicht-Kommunisten« Son Sann und Sihanouk: Reagans ehemalige UN-Botschafterin Jeane Kirkpatrick erklärt außerdem, die USA beschränke sich auf »nicht tödliche« Hilfsmittel, keine Waffen also, sondern Geld - etwa fünf Millionen Dollar im Jahr.

Letztes Jahr schickten die USA auch noch 16 Millionen Dollar für die Flüchtlingshilfe an die thailändisch-kampucheanische Grenze. Das müsse ebenfalls, so Kirkpatrick, als »Hilfe an die Widerstandskräfte« klassifiziert werden.

Contras IV: Libyen

»Ein Krebs, der herausgeschnitten werden muß« - so bezeichnete der ehemalige Außenminister Alexander Haig 1981 Libyens Staatschef Muammar Gaddafi. Haig war nicht der erste westliche Politiker, der als Chirurg tätig werden wollte. Ende der siebziger Jahre hatte der damalige französische Präsident Valery Giscard d'Estaing versucht, mit Hilfe seines Geheimdienstes Gaddafi zu stürzen.

Die Reagan-Administration macht da weiter, wo Giscard hat aufhören müssen. Kurz nach seinem Amtsantritt präsentierte Casey dem zuständigen Kongreßausschussen Pläne, die Gadaffis »endgültige Beseitigung« von der Macht vorsahen. Zum anti-libyschen Kreuzzug gehörten eine Disinformationskampagne in den westlichen Medien, der Versuch, eine »Gegenregierung« ins Leben zu rufen, und die Einleitung einer paramilitärischen Kampagne, »um kleinere Guerillaoperationen auszuführen und so zu demonstrieren, daß die Gegner Gaddafis eine einheimische politische Kraft sind«.

Der CIA hat große Schwierigkeiten, mit Gaddafi fertig zu werden, da es in Libyen selber wenig organisierten Widerstand gibt. Der CIA hat sich inzwischen auf eine langsame Kampagne eingerichtet, diese Opposition zu organisieren. »Ich glaube nicht, daß wir von unserer Seite etwas in Bewegung setzen werden, solange wir nicht darüber klar sind, daß es dort etwas gibt, womit wir arbeiten können«, erläuterte ein Regierungsvertreter die neue Politik gegen Libyen.

Contras V: Iran

as Hauptproblem des CIA im Iran ist, daß ihr Agentennetzwerk während der islamischen Revolution nahezu vollständig zerschlagen wurde. Anscheinend ist der CIA überzeugt, das iranische Militär sei gegenwärtig die einzige Kraft, die die Regierung stürzen könnte. Vor diesem Hintergrund sind Israels massive Lieferungen von Waffen und Ersatzteilen an den Iran zu sehen. Im Oktober '85 gab der israelische Botschafter in Washington zu Protokoll, die Waffen - fast alle ursprünglich aus den USA - seien »in Koordination mit der US-Regierung... auf der höchsten Ebene nach Iran geliefert worden« um auszusondieren,

»ob wir nicht irgendwelche Verbindungen mit dem iranischen Militär finden können,

um das Khomeini-Regime zu stürzen.«

In ihrer ersten Amtsperiode bemühte sich die Reagan Administration, Details über die CIA-Unterstützung von »Befreiungsbewegungen«

geheim zu halten. So beschwerte sich damals ein demokratischer Kongreßabgeordneter: »Wir werden von der Regierung wie Pilze behandelt. Sie hält uns im Dunkeln und gibt uns eine Menge Mist«. In der zweiten Amtsperiode hat sich das geändert. Die US-Regierung fördert die »Befreiungsbewegungen« jetzt offen, mit der Unterstützung der beiden großen Parteien der USA und der Massenmedien. Das Amerika Ronald Reagans ist eben ein neues Amerika, argumentierte Richard Armitage, ein hoher Pentagonbeamter: »Wir sind jetzt eine andere Nation. Wir sind eine sehr selbstbewußte Nation. Unter Ronald Reagan sind wir eine stärkere Nation. Wir fürchten es nicht, für das einzustehen, was wir glauben«.

Im Mai '85 schickte Verteidigungsminister Caspar Weinberger Armitage vor einen Senatsausschuß, um die Politik der offenen Unterstützung für Befreiungsbewegungen zu erläutern: »Wenn eine Gruppe gegen ein repressives Regime kämpft und unsere Werte und Ziele teilt«, erklärte der, »dann haben wir kaum eine andere Wahl, als sie zu unterstützen. Für uns heißt die Frage nicht, ob Freiheitskämpfer unsere Unterstützung verdienen; die wirkliche Frage ist, welche Unterstützung sie bekommen sollen«.

Schluß ist es jetzt mit dem liberalen Vietnamsyndrom, glaubt die Administration. Amerika soll nicht länger »herumgeschubst« werden können. Dieser neuen militanten Stimmung wissen sich auch liberale Demokraten anzupassen. John Kerry, Linksaußen unter den demokratischen Senatoren: »Niemand war so sensitiv gegenüber den Lektionen von Vietnam wie ich. Aber ich sagte damals, und ich glaube das immer noch, daß die uns nicht grundsätzlich daran hindern können, irgendwo zu intervenieren«.

Demnach fielen auch die Abstimmungen in Repräsentantenhaus und im Senat aus.

Auch der Privatsektor macht Stimmung für die »antikommunistischen Befreiungsbewegungen«. Im vergangenen Sommer organisierte Reagans Freund Lewis Lehrman - ein Multimillionär und mutmaßlicher Präsidentschaftskandidat für 1988 - eine Konferenz der »Demokratischen Internationalen«. Lehrman flog Adolpho Calero von den nicaraguanischen Contras, Pa Kao Her von der »Ethnics Liberation Organization of Laos« und Ghurham Wardak, einen in Washington stationierten Führer der afghanischen Contras nach Johannesburg und von dort in das »Busch-Hauptquartier« der UNITA im südlichen Angola. UNITA-Boß Jonas Savimbi und die drei Rebellenführer versprachen. sich gegenseitige Unterstützung und gaben in einer gemeinsamen Erklärung bekannt, das »sowjetische Reich« sei die »letzte Kolonialmacht der Welt« und der »sowjetische Imperialismus« verletze die »wahre Natur des Menschen«. Reagan sprach seine Unterstützung für das Treffen aus. In einem Brief an Lehrman schrieb er, die USA habe »die gleichen Ziele wie die Befreiungsbewegungen«.

Noch ist es fraglich, ob Reagans »Befreiungsbewegungen« mehr Geld und bessere Unterstützung unter den offenen Hilfsprogrammen bekommen als zur Zeit der covert operation. Langfristig macht es jedoch einen großen Unterschied, ob die Contras offen oder verdeckt gefördert werden. In den ersten Jahren seiner Administration hatte Reagan sich noch an die Maxime gehalten, die für CIA-Operationen immer gegolten hatte: im Geheimen arbeiten, nichts zugeben. Damit wollte der CIA sich immer einen Ausweg offen halten. Sollte etwas schief gehen mit einer Operation, konnte man sich immer noch stillschweigend zurückziehen, sein Gesicht wahren, und in der diplomatischen Arena als eine Nation auftreten, die sich für internationales Recht und Ordnung einsetzt.

Mit seinen offenen Unterstützungserklärungen für Contra-Bewegungen will Reagan eine neue Aera im Denken der USA einleiten: Der während des Vietnamkriegs angeschlagene innenpolitische Konsensus für eine im wahrsten Sinn des Wortes imperialistische Politik der USA soll wieder hergestellt werden.

Offene Unterstützung für die Contras vergrößert auch die Gefahr, daß die US-Regierung direkt in regionale Konflikte eingreifen wird. Wenn die Contras erst einmal zu »Brüdern« der USA ernannt worden sind, wie Reagan das bei den nicaraguanischen Contras tat, kann er nicht mehr untätig zusehen, sollten diese »Brüder« ihren Kampf verlieren. Eine Niederlage der Contras wäre auch eine Niederlage des »großen Bruders« in Washington.

US-Regierungsvertreter haben mehrmals signalisiert, daß möglicherweise eine direkte Militärintervention der USA notwendig wäre, sollte die Finanzierung und Ausbildung der »Brüder« im Süden nicht ausreichen, um sie zum Sieg zu führen. Wenn Reagan jetzt auch noch Brüder in Angola, Kampuchea und anderen Ländern entdeckt, wird er den großen Bruder spielen und Geld herauszurücken, und, wenn das nicht ausreicht, direktere Wege zur Intervention finden müssen.

Konkret 01/86, S. 44

Rüdiger Grothues

Landeinwärts Rübenkraut

Abdankung eines Provinzlers an die Provinz

Ihr könnt mich mal, ihr Torfschädel! Melkt doch eure Kühe alleine. Ich mach mich übern Acker. 24 Jahre sind mehr als genug. Ich wüßte nicht, was ich verbrochen haben sollte, um noch länger hier einsitzen zu müssen. Steckt euch euer Stück Scholle sonstwohin und betet von mir aus weiter euer Rübenkraut an. Ich geh erstmal ein bißchen leben.

Und du da, frisch immatrikulierter Medizinstudent, kauf dir schon mal einen Dauerlutscher mit Blaulicht, wenn du mir nochmal mit deiner süß-sauren Schabbach-Seligkeit auf den Zeiger gehen willst und mir Sätze an die Birne schleuderst wie: »Und dann ab in die Provinz, 'ne kleine Praxis auf dem Lande. Natur, Ursprünglichkeit und alles noch rein und echt und so. « Und so.

Und so siehts doch aus, Mann: Eine gülleasphaltierte Straße, vorne und hinten zwei Ortsschilder mit dem Zusatz »Schweinepest. Beobachtungsgebiet« - und was dazwischen liegt ist Dorf. Eine Handvoll Häuser, eine Pinte neben der unvermeidlichen Kirche und eine Bushaltestelle als Anschluß an die Außenwelt. Jeder kennt jeden und gönnt dem anderen nicht den Dreck unter den Fingernägeln. Und komm mir doch bloß nicht mit Heini dem Briefträger, *Herr Student!* Die einzigen Heinis, die sich hier rumtreiben, heißen wirklich so, sehen auch so aus - und was am übelsten ist - benehmen sich so.

Was soll denn daran »idyllisches Landleben« sein? Wenn man den Altbauern zum Auslüften vor die Tür setzt, woselbst er den lieben langen Tag stur wie eine Pellkartoffel auf einer holzwurmbefallenen Bank hockt -einen Kanten Schwarzbrot auf den Karieskratern -, sich die Schmeißfliegen um die Ohren brummen läßt und alle halbe Stunde pfeift: »Jau, iau, früher war alles besser!«? Worauf die blutwurstrote speckige Jungbäuerin herausgewatschelt kommt, dem Alten einen doppelten Weizenkorn (38 Vol. %) eintropft und - in der Annahme, daß er taub ist (was keiner so genau weiß) - brüllt: »iau, Oppa, früher war alles besser, aber heute is auch nich schlecht, ne?!« - »Jau, jau, früher war alles besser!« brüllt dann der Altbauer und gestillt wieder einschnarcht. Kannst du dir das überhaupt vorstellen, *Dr. med. ?*

Das Samstagabend-Bier kommt einem aus den Ohren wieder raus, wenn man es im Dorfkrug zu sich nehmen muß, wo sich die ganzen teutonischen Einheitshirne versammelt haben und ihre Pansen füllen. Bruder Bauer, Bauunternehmer, Bürgermeister und die Bolschewiken vom Gemeinderat praktizieren »dörfliches Gemeinschaftsleben«. Und das, *Herr Assistenzarzt,* sieht harmlosestenfalls so aus: Pils und Korn und Pils und Korn und Pils und - entweder treibt sie jetzt das Nachtgeschrei des geschlechtskranken Dorfgockels in die Stallungen, oder sie versacken. Was sich zumindest für Kellnerin Kathie unangenehm ausnimmt, der sie mit fortschreitender Alkoholüberquotierung ihrer stumpfen Schädel Glubschaugen machen und bald darauf breit wie die Beutelratten sabbern: »Die möcht ich auch mal so richtig von hinten!« Das Stichwort für irgendeinen brünftigen Agrarwirt, eben kurz die Schote (zum 256. Mal) von der Besamung seiner Spitzenkuh Soundso durch den Oberbullen Herbert von Rödelheim zu verschreien - »Aber ja! Durchs Sperrholz, so ein Rohr hatte der!« Erst wenn der Dorfsheriff zum Zapfenstreich bläst, alle Lichter ausgehen und die knubbeligen Wurzelnasen blau anlaufen, schliddern sie auf ihren Schmierbäuchen nach Hause wie schwangere Seekühe. Und sollte dort der Würfelhusten einsetzen, reiern sie kurz in den Schweintrog und sparen sich die Sonntagmorgenfütterung. Kraftfutter allemal. Das glaubst du nicht, *Oberarzt?*

Nicht am Tag des Herrn? Wo die doch alle so fromm wären in der Provinz? Je tiefer die Provinz, Herr *Chefarzt,* desto mächtiger der Zweigstellenleiter von vatican international. Ein richtiger Dorfpope hat mehr Einfluß als Bürgermeister und Schützenkönig in Personalunion. Da ist der Kirchgang Pflichtübung wie der tägliche Gang auf gewisse Örtlichkeiten zur Entleerung der Verdauungsorgane. Wehe da dem, dem der Betbudenpächter öffentlich unehelichen Geschlechtsverkehr anpredigt! Die gesammelte Verachtung der Rosenkranzfesten trifft ihn wie die siebzehn Plagen der CDU. Tod und Teufel über ihn! Da prangert der Neid die Notzucht an und holt sich einen dabei runter.

Wer anders ist - und sei es nur, daß er karierte Unterhosen trägt und morgens länger schläft - wird auch so behandelt. »Dat gipts bei uns nich sowat! «

Aber Schützenfest. Erwachsene Männer, *Krankenhausdirektor,* humpeln mit Holzgewehren und Federn am Hut kompanieweise durch die Gassen und einem säbelschwingenden Bauch mit Orden hinterher. Und immer wenn dieser »Hori« . n die friedliche Landschaft bölkt, schreit der angeschlagene Haufen wie aus einem Hals »do!«, daß man jeden Moment damit rechnet, der Himmel hat ein Einsehen und läßt es aus Kübeln schütten. So geht das einen halben Morgen lang: Vorneweg ein krachschlagender Spielmannszug, der mit einem fünfliedrigen Marschrepertoire für den nötigen Gleichschritt sorgt, daß auch ja niemand dem Vordermann in die Hacken latscht.

Bis sie dann endlich mit dampfenden Stinkesocken, blutunterlaufenen Augen und an der Grenze zum Infarkt auf einen sogenannten Schützenplatz torkeln, den sie zuvor natürlich schon zehnmal umrundet haben. Dortselbst fallen sie mit dem

Ruf »Brand!« über die Bierbuden her, schütten sich zu bis unter die Arme und schwanken dann zum »Königsschießen«. Ausgewachsene Exemplare der Gattung Mann, *Professor Medizinalrat,* reißen sich darum, auf ein Stück Holz zu ballern, das sie Vogel nennen. Und wer den letzten Splitter abschießt, ist der Dumme. Was der allerdings erst merkt, wenn er ein Faß nach dem anderen schmeißen muß. Zur Entschädigung darf er sich ein Jahr Bürgerschützenkönig rufen lassen, sich eine der frisch toupierten und gepuderten Landsemmeln - die alle aussehen wie unlackierte Milchkannen - zur Königin erwählen und sich mit einem Hofstaat von Holzköpfen umgeben.

Und glaub bloß nicht, *Staatssekretär im Gesundheitsministerium,* die Landjugend biete da positivere Zukunftsperspektiven! Ein einziger Scheunenballbesuch wird dich eines besseren belehren. Wenn der Nachwuchs feiert, erlebt man so ziemlich das Finsterste an »Ursprünglichkeit«, was man sich vorstellen kann.

Bis zum Pupillenstillstand hauen sich die Bengel Hochprozentiges in die weichen Rüben, um dann mit glühenden Rotbäckchen und heraushängenden Zungen brünftigen Fischottern gleich zur Balz zu schreiten. Heiß wie Frittenfett scharwenzeln sie um die Dorfwillige herum. Und wenn dieser mal nichts Erniedrigendes einfällt, als ausgerechnet mit einem Golf-GTI-Lackel aus der Kreisstadt rumzumachen, bricht im Rudel der Platzochsen Panik aus. Der Leitbulle, meist der Stärkste und Dümmste, sammelt sein Fußvolk und bläst: »Traut sich hierher und sticht auch noch unsere Weiber an!« Deine Kathie, meine Kathie - Kathie ist für uns alle da. Was die Meute rasend macht. Und unter dem Stichwort »Güllegrube und Frontspoiler« wird das einem kurzschwänzigen Kreisstadtknacker unmißverständlich klar gemacht. »Schweinepest. Beobachtungsgebiet«.

Und dann läuft einem so ein *Gesundheitsminister in spe* über den Weg und schwärmt einem was von »Leben auf dem Lande«, Wo selbst Dorfdepp Heinrich nach langen Jahren Lebens zur Erkenntnis vorgedrungen ist, wenn er nach einer Flasche Kellergeister eine Schluckaufpause nutzt und die Provinz in einem Satz zusammenfaßt: »Hier ist der Hund begraben und die Katze liegt im Sterben. «

Und auch, wenn ein geflügeltes Wort besagt »Provinz ist, wenn man trotzdem lebt« - es gibt Grenzen. Auf den großen Katzenjammer am Grab derselben wart *ich* nicht mehr. Rübenkraut? Nein danke.

Konkret 01/86, S. 48

Karl Heinz Roth

Menschen-Zucht und Gen-Ordnung

Die Reproduktionsmedizin mit Samenbank und Embryotransfer hat eine blutige Vorgeschichte. Als Beitrag zur »positiven Selektion« ergänzte sie das Ausmerzungs-Programm der Nazis

Ende August 1939 - es waren die letzten Tage vor dem Überfall der Nazis auf Polen - tagte in Edinburgh der Siebte Internationale Genetikerkongreß. Zu diesem Kongreß gab es eine Reihe deutscher Beiträge. Ein Referat stammte von dem Erbbiologen *Otmar von Verschuer,* ein zweites von dem Genetiker *Timofeeff-Ressovsky*, der in einem Forschungszentrum der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin-Buch arbeitete. Fassen wir ihre Aussagen zusammen, so enthalten sie nichts, was nicht auch von den übrigen 600 Teilnehmern der Tagung hätte gesagt werden können:

1. Die Forschungen der experimentellen Genetik der zwanziger und dreißiger Jahre an den Inzuchtstämmen einer bestimmten Taufliege haben gezeigt, daß pro Population und Generation dieser Fliege 25 Prozent schädlicher Erbänderungen auftreten.

2. Die Ergebnisse dieser Mutationsforschungen waren zwischenzeitlich auch an freilebenden Populationen der Taufliege Drosophila überprüft worden. Dabei war man zu den gleichen Resultaten gekommen wie bei den Bestrahlungsexperimenten an den Inzuchtstämmen.

3. Im Ergebnis stand die klassische Genetik damit vor einem paradoxen Problem: sie mußte erklären, warum die festgestellte Mutationsrate in der weiteren Generationenfolge weder zunoch abnahm. Die Lösung, auf die man sich schließlich verständigte, war einfach und plausibel. Sie wurde aus der Mottenkiste der Darwinschen Evolutionsphilosophie geholt: die schwachen Mutanten fallen von Generation zu Generation der »natürlichen Selektion« anheim, sie werden von der Natur ausgerottet, indem sie nicht zur Fortpflanzung kommen.

4. Dieses »weise« Gleichgewicht zwischen schädlichen Mutations- und ausmerzenden Selektionsraten gab es freilich nur in der Natur. Beim Menschen, so nicht nur die deutschen Populationsgenetiker, sei das leider nicht so. Mit ihrer Gesundheitspolitik, Sozialversicherung usw. bringe die Gesellschaft das Gleichgewicht zwischen schädlichen Mutanten und natürlicher Ausmerze zunehmend aus dem Lot. Ein in der Bevölkerung von generation zu generation wachsender Stau von genetischen Defekten sei die Folge.

Die Humangenetik hatte gelernt, jetzt auch relativ schwach manifesten genetischen Defekten auf die Spur zu kommen. Nicht in Edinburgh, aber auf einer Tagung der hochangesehenen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einige Monate zuvor, hatte Verschuer bloßgelegt, was das für die gesellschaftliche Praxis bedeutete. Genetische Kataster müßten angelegt werden, denn jetzt sei es ja wissenschaftlich möglich, die »genetische Unordnung« ganzer Bevölkerungsgruppen in den Griff zu bekommen. Dabei mache das inzwischen erweiterte genetische Erfassungsspektrum eine entsprechende Ausweitung der damit korrelierten sozialen Verhaltensabweichungen erforderlich. So vollzog die Humangenetik den Schritt von der Registrierung körperlicher Mißbildungsmerkmale zur »sozialen Diagnostik«. Die Palette reichte von Mengele bis zum Zigeunerforscher Ritter, der an dieser stigmatisierten Minderheit die Existenz von »Asozialen-Genen« nachweisen wollte.

Aber zurück nach Edinburgh. Im Hinblick auf die im eigenen Land lauthals propagierten Folgen für die »ausmerzende Erbpflege« hielten sich die Referenten der deutschen Delegation auf dem internationalen Parkett zurück. Sie überließen das Terrain dem Programmverantwortlichen des Kongresses, dem amerikanischen Genetiker *Hermann Joseph Muller.* Als ihm kurz nach der vorzeitigen Abreise der deutschen Delegation eine Nachrichtenagentur die Frage vorlegte, wie die Menschheit am besten auf genetischem Wege verbessert werden könnte, verfaßte Muller ein Statement, das sich heute wie das Gründungsmanifest der Reproduktionsmedizin liest. Es wurde von prominenten Tagungsteilnehmern mitunterzeichnet und ist als *»Manifest der Genetiker«* zur geheimen Bibel der Keimbahn-Manipulation von heute geworden.

Das »Genetiker-Manifest« bezieht, wenn auch nur stillschweigend, die gleiche Ausgangspositionen wie die deutschen Referenten. Auch ihm ist die Kernhypothese zu eigen, daß sich in der menschlichen Gesellschaft immer größere Berge von defekten Mutantengruppen aufstauten, weil sie nicht mehr der »Ausmerze« durch die natürliche Selektion unterworfen seien. Wer diesen Zustand abändern wolle, müsse sich erst einmal um eine entsprechende Verbesserung der sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen bemühen. In diesem Kontext könne dann eine Politik der »genetischen Verbesserung« der Menschheit beginnen. Ihr Hauptziel sei, die ausgefallene »natürliche Selektion« durch eine »bewußte Selektion« des Erbguts der Bevölkerung zu ersetzen. Wer sich der Aufgabe verschreibe, im Hinblick auf genetische Ausstattung und die Aufzuchtbedingungen »bestmögliche Kinder« hervorzubringen, müsse letzten Endes auf eine artefizielle Kontrolle der Elternschaft zurückgreifen.

Hier schließt sich der Kreis. Die Strategie der positiv auslesenden Menschenzucht verdankte sich den gleichen theoretischen Prämissen wie das Konzept einer radikalisierten »Ausmerze«. Die vollständige Abkopplung des sozialen

»Zufalls-Roulettes« Sexualität von der Fortpflanzung war ihr strategisches Ziel. Die Taktik konzentrierte sich schon damals auf den Vorschlag, Samenbanken einzurichten und den Befruchtungsvorgang an Speziallabore zu delegieren.

Wenige Tage nach dem Edinburgher Kongreß überfiel die Naziwehrmacht Polen. Während sich der Krieg global ausweitete, hatten die Partner der Antihitler-Koalition andere Probleme als die, die durch die Zukunftsvisionen ihrer Genetiker- und Eugeniker-Eliten heraufbeschworen wurden.

Anders war es in Deutschland. Hier gab es ein Regime, das sein vernichterisches politisches Handeln nur allzu gern mit Hilfe der neuesten Hypothesen von Genetik und Humanbiologie gerechtfertigt hätte.

Die Zuchtphantasien begannen zu blühen, als - im Übergang zum »totalen Krieg« - die Geburtenziffern drastisch fielen. Im Juni 1942 verfaßte Reichsgesundheitsführer *Leonardo Conti* eine Denkschrift mit dem Titel: »Erhöhung der Kinderzahl durch Eheanbahnung, Eheberatung und Wahlkinder«. Sie war an den Reichsführer SS und die Parteikanzlei der NSDAP gerichtet. Im Zentrum einer kommenden planungsbewußten Zuchtpolitik sollten die Frühehen stehen, aber auch die Propagierung von unehelichen Kindern. Wo aus den Ehen - natürlich nur den »erbgesunden« - keine Kinder hervorgingen, sollten die Experten der Sterilitätsbehandlung zur Beratung eingeschaltet werden. Blieb der Erfolg aus, so gab es ein neues Hilfsmittel zum Kindersegen - die künstliche Befruchtung.

Conti stieß zunächst auf Ablehnung. Aber er ließ nicht locker. Einige Monate später wurde ihm erlaubt, eine »Reichsarbeitsgemeinschaft Hilfe bei Kinderlosigkeit in der Ehe« zu gründen. Hier tummelte sich bald ein illustrer ärztlicher Beraterkreis, den wir aus den Dokumenten über die Versuche zur Massensterilisation von Frauen gut kennen. Die gleichen Gynäkologen, die sich in den Konzentrationslagern die Aufgabe stellten, innerhalb eines Tages eintausend Jüdinnen möglichst unbemerkt zwangszusterilisieren, waren gleichzeitig die Chefbetreuer bei steril bleibenden Nazi-Ehen.

Im Winter 1942/43 wurde die künstliche Befruchtung sowohl mit dem Sperma des Ehepartners wie auch fremdem Spendersamen zu einem Routineverfahren in vielen gynäkologischen Sprechstunden. Reichsgesundheitsführer Conti suchte deshalb nicht mehr den administrativen Grabenkrieg, sondern beeilte sich mit dem Erlaß regulierender Richtlinien. Sie kamen im Oktober 1943 heraus. An alles war gedacht. Die Samenübertragung bei einem Ehepaar machte keine Probleme. Juristisch und gesundheitspolitisch genau wurde es erst, wenn es um »Zeugungshilfe durch künstliche Samenübertragung« ging. Ausdrücklich wurde betont, daß es vor allem darum zu tun sei, »hochwertigen und hochstehenden« Frauen zur Mutterschaft zu verhelfen, ohne daß sie sich dabei in die Niederungen des Sexuallebens begeben müßten.

In der Anfangszeit waren die von Conti nach Absprache mit dem Reichsjustizministerium erlassenen Richtlinien zur künstlichen Befruchtung noch reichlich mit bekennerhaften Begründungen durchsetzt. Seit dem Frühjahr 1944 wurde das anders. An die Stelle überflüssig gewordener Begründungen traten perfektionistische Reglements: Einverständniserklärung durch den Ehemann, Erklärung des Arztes, Erklärung des Samenspenders, genau festgelegte Schritte zur Sicherung der Anonymität.

Die administrative Regelung der künstlichen Befruchtung durch die Nazis lief seit 1940/41 parallel zu einer Reihe von Forschungsprojekten, die das Ziel hatten, den weiblichen Zyklus vollends aufzuklären. Im Windschatten der eher konventionellen künstlichen Insemination entwickelte sich also ein besonderes Forschungsklima, in dem die Fundamente der heutigen Reproduktionsmedizin gelegt wurden.

In den dreißiger Jahren war es beispielsweise noch unklar, ob der Eisprung bei der Frau überwiegend in der Mitte des Monatszyklus stattfindet (sogenannte Knaus-Regel) oder statistisch gleichmäßig verteilt während des gesamten Zyklus. Unter den Gynäkologen war diese Frage derart umstritten, daß manche Fachtagung in Verbalinjurien endete. Daß natürlich die Praktiker der künstlichen Befruchtung in dieser Kontroverse besonders engagiert waren, versteht sich von selbst: sie wollten ihre Spendersamen mit einer möglichst hohen Erfolgschance einspritzen. Für die entstehende Reproduktionsmedizin war darüberhinaus von Bedeutung, herauszubekommen, ob die beiden Phasen des weiblichen Zyklus - mitsamt dem Phänomen des Eisprungs irgendwo dazwischen - ausschließlich hormonell gesteuert werden oder zusätzlich übergeordneten Steuerungseinflüssen durch das autonome Nervensystem unterliegen.

Von Anfang an hatten sich die Anatomen in den Meinungsstreit der Gynäkologen eingeschaltet. An ihrer Spitze agierte ein Berliner Ordinarius, der um buchstäblich jeden Preis nachweisen wollte, daß wegen der übergeordneten Steuerungsfunktion des autonomen Nervensystems eine Frau grundsätzlich jenseits des angeblichen »Konzeptionsoptimums« am 14.-16. Zyklustag befruchtet werden könne. Da er kein Kliniker war, mußte er sich um Versuchsobjekte bemühen, die alsbald und mit Sicherheit zu Tode kommen würden:

» Während der letzten Jahre hatte ich Gelegenheit, Frauen zu untersuchen, die wegen schwerer Verbrechen ins Gefängnis gekommen waren.« Sie beobachtete er erst einmal, und dann startete er eine Versuchsserie eigener Art:

»Während des Aufenthalts im Gefängnis blieb bis zu 193 Tagen die Blutung aus. Jede dieser Frauen erhielt eine Nachricht , die sie stark erregte« - die Nachricht nämlich, daß sie hingerichtet würde. *»Im unmittelbaren Anschluß daran trat eine*

mehr oder weniger starke Blutung ein, die die Frauen selbst für eine Menstruation hielten. «

Dann wurden die Frauen hingerichtet. *Hermann Stieve,* ein international berühmter Anatom sezierte sie anschließend. Über seine Ergebnisse erstattete er minutiös Bericht. Er wies nach, daß der Genitalapparat und -Zyklus der Frauen unter dem psychischen Streß der Inhaftierung sich weitgehend zurückgebildet hatte. Als sich die chronische Angst zur akuten Todesangst verdichtete, brach der Zyklus vollends zusammen. Daraus folgerte Stieve im Umkehrschluß, daß der Genitalapparat der Frau im Zustand angstfreier Euphorie während des gesamten Zyklus empfängnisbereit sei. Die These der Gynäkologen und Hormonforscher vom weiblichen Empfängnisoptimum in der Mitte des Monatszyklus war »widerlegt«.

Stieves Verbrechen stehen an der Wiege der heutigen Reproduktionsmedizin. Niemand hat sich bis heute über sie aufgeregt - vielleicht, weil Stieve in wahrhaft manischem Geltungsdrang auf einer Reihe von Medizinerkongressen ungeniert darüber berichtete. Auch die gesamte medizinische Fachpresse stand Stieve offen, und er hat sich reichlich ihrer bedient. Viele Eugeniker haben in den dreißiger und vierziger Jahren für Menschenzuchtprogramme votiert, weil sie - bei grundsätzlich identischen populationsgenetisehen Prämissen - die »negative Selektion« aus humanitären Gründen ablehnten. Stieve - er war nur einer von vielen - holte sie alle ein. Seine Experimente markieren den Punkt, wo die Schein-Alternative Menschenzucht ihrerseits in Vernichtung umschlug. Nicht nur die selektierende Humangenetik, auch die züchtende Reproduktionsmedizin hat eine ungeheuer blutige Vorgeschichte.

Diese Vorgeschichte wurde nach 1945 nicht kritisch aufgearbeitet. Man tat so, als ob es den Nazismus nicht gegeben hatte. Seit 1949/50 kam in den USA eine neue Welle der Populationsgenetik auf, die die Notwendigkeit einer genetischen Verbesserung des Menschengeschlechts in altbekannter Manier mit dem Anwachsen einer »genetischen Bürde« (genetic load) innerhalb der zivilisierten Gesellschaften begründete. Nur ließen sich die technischen Entwicklungsprozesse, die zur Schließung der künstlichen Zuchtkette fehlten, nicht ohne weiteres beschleunigen. Trotzdem gab es seit den fünfziger Jahren eine Reihe von Entdeckungen, die für die aktuellen Durchbrüche der Reproduktionsmedizin entscheidend gewesen sind. Im Jahr 1956 gelang es endgültig, den Chromosomensatz beim Menschen genau zu identifizieren. Vier Jahre später wurden zum erstenmal Ratteneizellen im Reagenzglas befruchtet. 1965 publizierte Edwards, einer der Begründer der heutigen Reproduktionsmedizin, erstmals über eine Reifung und Befruchtung von menschlichen Eizellen außerhalb des Körpers. 1970 »ernteten« Mediziner die ersten Eizellen von Eierstöcken »ab«. Die Bedeutung dieses Ereignisses wurde sofort erkannt. Dann ging es Schlag auf Schlag. Mitte der siebziger Jahre wurde zum ersten Mal eine im Reagenzglas befruchtete menschliche Eizelle im Genitalschlauch wieder eingepflanzt. Nach 800 gescheiterten Implantationsversuchen hatte es Edwards dann geschafft: im Anschluß an die Reagenzglasbefruchtung und die Rückverpflanzung eines Keimlings erzielte er eine Schwangerschaft. Dem Originalaufsatz von 1978 ist noch heute anzuspüren, wie fasziniert die Embryologen und Gynäkologen über die neue Ära der Menschenzucht waren, an die sie sich jetzt herangearbeitet hatten.

Liest man die heutige internationale Literatur zur Reproduktionsmedizin, dann bemerkt man im Bewußtsein der historischen Zusammenhänge sofort, daß sich die neue medizinische Disziplin der Menschenzucht ganz unverhohlen als Teil einer erneuerten Eugenik begreift. Die Theorie von der »genetischen Bürde« wird ohne Umschweife zur Rechtfertigung von Forschungsprogrammen bemüht, die zur Schließung der letzten Locken im Programm einer völlig extrakorporalen Menschenproduktion gefordert werden. Für die Reproduktionsmediziner in England, Australien, den USA und Indien ist es selbstverständlich, daß sie mehr in den Griff bekommen wollen als das, womit hier in der Bundesrepublik der weitere Ausbau der Reproduktionsmedizin gerechtfertigt wird. Das englische Unterhaus hat 1984 alle Experimente mit bei Befruchtungsversuchen »anfallenden überflüssigen« Keimlingen verboten und verfügt, daß jede »abgeerntete« und künstlich befruchtete Eizelle auch wieder in den Genitalapparat der Frau zurückverbracht werden muß. Die angesehene Zeitschrift »Nature« führt seither einen erbitterten Kampf gegen dieses Gesetz, denn sie fordert »wissenschaftliche Freiheit« für die Forschung an »überzähligen« Embryonen.

Das ist nur ein Beispiel. Es läßt sich leicht ausdenken, was geschehen wird, wenn sich die Forschung zum Herrn über »überzählige« Embryonen aufgeschwungen hat. Alles, was man in den Tierversuchen ohnehin schon macht, will man auch am menschlichen Keimling ausprobieren. Man will unterschiedliche befruchtete Eier in frühen Zellteilungsstadien miteinander verschmelzen und sogenannte Mosaike herstellen. Man will Menschenkopien verfertigen (Klone). Genetische Informationen sollen im Detail verändert werden, und deshalb soll die kommende Embryo-Chirurgie an künstlich erzeugten Embryonen erprobt werden.

Das alles werden unsere Reproduktionsmediziner in der BRD entrüstet von sich weisen. Die aus Erlangen und Lübeck haben mehrfach öffentlich erklärt, es gehe ihnen nur darum, »ein ureigenstes biologisches Bedürfnis der Frau zur Mutterschaft zu befriedigen«, wenn es durch die Natur behindert sei. Am Embryo werde überhaupt nicht manipuliert, und es werde auch niemals manipuliert werden.

Stellt sich die Frage, ob diese Erklärungen nicht nur eine taktische Komponente in einem Medienkrieg darstellen, wo Leute, die eine bestimmte Leistung anzubieten haben, auch für die Nachfrage sorgen müssen.

Die Frage der künstlichen Befruchtung und auch die des sogenannten Embryo-Transfers bei einem Paar ist zweitrangig, sie ist relativ bedeutungslos, weil diese Praxis niemals eine größere Rolle in der Gesamtmedizin spielen wird. Wenn man sich aber den Karrierismus und die Energie ansieht, mit denen Gentechniker und Reproduktionsmediziner über die menschlichen Geschlechtszellen herfallen, dann wird klar, daß hier nur eine Startposition bezogen worden ist. Wenn hier ein Zweig der Medizin nach Profitkriterien ökonomisiert wird, dann wird er nicht nur von »Sachzwängen« der Kapitalverwertung, sondern auch von den historischen Tatsachen seiner unaufgearbeiteten Verbrechen eingeholt. Wir werden also Zeugen von neuen medizinischen Karrieren, die auf Profit und Verbrechen gegründet sein werden. Solche Karrieren waren schon einmal ein guter Resonanzboden für bestimmte bevölkerungspolitische Strategien.

Sind wir heute vor einer Wiederholung gefeit? Man braucht nur die gynäkologische Fachpresse der letzten Jahre durchzumustern und kommt auf seine Kosten: raus mit den Ausländern und ihren zu hohen Geburtenraten, aktive Geburtenpolitik für die deutsche Bevölkerung. Bis heute hat sich kein einziger Reproduktionsmediziner von diesen bevölkerungspolitischen Visionen seiner Gesellschaften und Zeitschriften distanziert.

Die Reproduktionsmedizin trennt grundsätzlich Sexualität und Fortpflanzung aus ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen. Indem sie dies tut, zerstört sie die Sozialisationsprozesse der Kindheit, der Jugend und des Erwachsenwerdens. Sie zerstört buchstäblich das Elternhaus. Sie kapitalisiert Intimzonen der Gesellschaft, die bis heute - trotz allem - noch relativ unangetastet geblieben sind.

Die Sexualität ist keineswegs eine »sinnloses Roulettespiel« der Natur, wie die Reproduktionsmediziner meinen. Sexualität ist ein wesentlicher Kern unserer sozialen Identität. Sie ermöglicht uns Selbstbestimmung, Indeterminiertheit unserer Existenz, Freiheit der Entscheidung in allen emotionalen Beziehungen. Sie bedingt auch unsere freie Entscheidung dar über, ob wir Kinder haben wollen oder nicht. Nur wenn die menschliche Reproduktion der Sexualität untergeordnet bleibt, bleibt die Reproduktion der Gesellschaft ein geschichtliches Phänomen. Wenn aber der Sozialprozeß seiner Geschichtlichkeit beraubt wird, und wenn das zudem noch im intimsten Kern des sozialen Lebens geschieht, dann wird die Gesellschaft insgesamt geschichtslos. Das geheime Programm der Menschenzüchter lautet: Laßt uns die Gesellschaft nicht nur im Hinblick auf ihr Arbeitsvermögen verwerten, laßt uns den nächsten Schritt tun und sie auch ihrer Reproduktionsbedingungen enteigenen. Das letzte Ziel aller eugenischen Sozialtechnik ist die fundamentale A-Sozialität des menschlichen Lebens.

Gekürzte Fassung eines Vortrages, den Karl Heinz Roth auf einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung hielt.

Konkret 01/86, S. 52

Peter Dahl

FREMD-ARBEITER

Die Nationalsozialisten haben die Arbeitslosigkeit abgeschafft. Radikal. Wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde ganz abgeschafft. Besonders die »Fremdarbeiter«, die sich -Untermenschen, die sie waren - als Arbeitsvölker nützlich gemacht hatten.

Die Bundeswehr feierte ihr dreißigjähriges Bestehen mit Feldparade und Vorbeimarsch ausgerechnet auf jenem Truppenübungsplatz, auf dem das Konzentrationslager Bergen-Belsen errichtet worden war - das ist zumindest in einem Teil der bundesdeutschen Öffentlichkeit als Skandal registriert worden. Doch die Gräber von tausenden russischen Kriegsgefangenen in unmittelbarer Nähe konnten das Spektakel schon gar nicht stören; sie und die drei Millionen sowjetischer Kriegsgefangener, die während des Krieges in deutscher Gefangenschaft umgekommen sind, kommen im Bewußtsein der Öffentlichkeit praktisch nicht vor.

Die Vernichtungsanlagen in Auschwitz waren zunächst an sowjetischen Kriegsgefangenen erprobt worden, bevor sie für die »Endlösung der Judenfrage« eingesetzt wurden. Die Gefangenen aber wurden in den Dienst der deutschen Wirtschaft gestellt. 1944 waren im Gebiet des »Großdeutschen Reiches« 7,6 Millionen ausländische Arbeitskräfte eingesetzt; 1,9 Millionen davon waren Kriegsgefangene und 5,7 Millionen sogenannte »zivile Fremdarbeiter«.

»Vergiß nie, daß Du Angehöriger eines Herrenvolkes bist«, mahnten am Arbeitsplatz Plakate die verbliebenen deutschen Arbeiter. Jeder vierte Arbeitsplatz war gegen Ende des Krieges von einem Ausländer besetzt - gefangengenommen, durch Versprechungen ins Reich gelockt oder durch nackte Gewalt gepresst.

»Ausnahmslos jeder, der als Jugendlicher oder Erwachsener den Krieg innerhalb Deutschlands erlebte, hatte in irgendeiner Form mit den Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen zu tun«, schreibt der Essener Historiker Ulrich Herbert in der ersten ausführlichen Untersuchung, die zu diesem Thema - jetzt erst - in der Bundesrepublik erschienen ist (Ulrich Herbert: »Fremdarbeiter. Politik und Praxis des 'Ausländer-Einsatzes' in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches«, Verlag J.H.W. Dietz Nachf, 494 Seiten, 38,- DM).

»Die Ausländer tauchen aber in den Erinnerungen Älterer meist als eher beiläufige Selbstverständlichkeit auf, sind im Gedächtnis nicht bei Krieg, Nationalsozialismus oder NS-Verbrechen sortiert, sondern eher unter 'Privates'« - vom »Fremdarbeiter« in der Weimarer Republik bis zum »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik.

Noch direkt vor dem deutschen Überfall auf Polen, der den 19 Zweiten Weltkrieg auslöste, kamen zahlreiche illegale polnische Landarbeiter nach Deutschland; die Arbeitsämter errichteten entlang der Grenze Auffangstellen. Am Freitag, dem 1. September 1939, fielen die ersten Schüsse, am Sonntag, 3. September, wurde in der oberschlesischen Stadt Rybnik das erste deutsche Arbeitsamt eröffnet.

Längst schon hatten der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, beschlossen, was mit den Polen geschehen sollte: »Diese Bevölkerung wird als führerloses Arbeitsvolk zur Verfügung stehen und Deutschland jährlich Wanderarbeiter und Arbeiter für besondere Arbeitsvorkommen (Straßen, Steinbrüche, Bauten) stellen.« Als sie dann im Reich waren, wurden ihre Lebensumstände durch ein sorgfältig geschnürtes Paket von Vorschriften geregelt: Im »kulturellen Leben« und in »Vergnügungsstätten«hatten Polen nichts verloren, die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel war ihnen verboten, ein Radio durften sie nicht besitzen, auf sexuellen Verkehr mit Deutschen standen strenge Strafen. Für Verstöße drohte Einweisung in ein Konzentrationslager; um aber die Arbeitskräfte nicht auf allzu lange Zeit der Wirtschaft zu entziehen, wurden eigene »Arbeitserziehungslager«eingerichtet.

Für den Einsatz sowjetischer Arbeiter mußte die Wirtschaft ihre Interessen zunächst noch gegenüber ideologischen Bedenken der Partei und der Wehrmacht durchsetzen. Der Chef des Allgemeinen Wehrmachtsamtes, General Reinecke, erklärte 1941, nach dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion: »Es gibt nur ein Gesetz, das zu beachten ist: das deutsche Interesse, darauf gerichtet, das deutsche Volk gegen die auf Arbeitskommandos befindlichen sowjetrussischen Kr.-Gef. zu sichern und die Arbeitskraft der Russen auszunutzen... Wenn in Deutschland auch nur wenige und beachtliche Unzuträglichkeiten (z.B. Meuterei, Sabotage, Verkehr mit Deutschen usw.) sich ereignen sollten, hat General Reinecke erklärt, den gesamten Russeneinsatz herauszunehmen, da der Schutz des deutschen Volkes beim Russeneinsatz das Maßgebliche und der Arbeitseinsatz erst in 2. Linie zu beachten ist.«

Da aber der erwartete Blitzsieg über die Sowjetunion ausblieb, gewann das Interesse der Wirtschaft Vorrang; es gab ein »Umsetzungsprogramm«: westliche Kriegsgefangene kamen auf qualifiziertere Arbeitsplätze, sowjetische rückten nach, mit immer schlechterer Behandlung, immer schlechte ren Arbeitsbedingungen, immer brutaleren Strafandrohungen. »Jedes Mitgefühl ist falsches Mitleid«, prägte ein Rundschreiben der Krupp-Verwaltung den Betriebsleitern ein.

»Mit nichts rechneten die Nazis seit Beginn des Ausländereinsatzes so fest wie mit organisierten Aufstandsversuchen der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen,« schreibt Ulrich Herbert: »Jeder größere Erlaß zu diesem Komplex wies einleitend auf die Gefahr bolschewistischen Aufruhrs unter den Ausländern hin«. Tatsächlich hat es organisierten Widerstand der Fremdarbeiter gegeben und vielfältige Formen von Sabotage - die zahlreichen dafür verhängten Strafen weisen das aus.

Nach Ende des Krieges zogen Millionen ehemaliger Fremdarbeiter als »Displaced Persons« durchs Land, auf der Suche nach irgendeinem Weg in die Heimat. Was sie hier - in der Bundesrepublik - zu erwarten hatten, zeigt der Bescheid des Bundesverwaltungsamts Köln gegen den Wiedergutmachungsantrag des ehemaligen »Ostarbeiters« Edmund Petraschkowitsch - beispielsweise:

»Seine Verbringung zu Arbeitseinsatz erfolgte nicht wegen seiner Zugehörigkeit zu einem fremden Staat oder zu einem nicht-deutschen Volkstum. Sie war vielmehr eine Maßnahme zur Beseitigung des kriegsbedingten Mangels an Arbeitskräften, von der Personen aller Nationalität betroffen wurden. Die von dem Antragsteller vorgetragenen Umstände des Arbeitseinsatzes sind nach eingehender Würdigung auf die allgemeine Verschlechterung der Lebensbedingungen im Verlauf des Kriegs zurückzufahren. Der Antrag war daher abzulehnen.«

Konkret 01/86, S. 59

Bernhard Schneidewind

Das Gespräch der drei Gehenden - ratlos

Dem Werk Francis Bacons ist eine große Retrospektive gewidmet, die gegenwärtig noch in Stuttgart zu sehen ist und später dann auch nach Westberlin kommt. Man kann sich an Bacons Bildern gut reiben. Er ist Realist. Doch was für einer? Darüber tauschen sich drei Personen aus. Bernhard Schneidewind hat ihr Gespräch mitgehört und aufgeschrieben. Ein Erinnerungsprotokoll

A: Gestern habe ich den neuen Kluge gesehen.

C: Stolper nicht!

B: Kluge! Bacon ist Thema. Kluge haben sie schon gehabt in KONKRET. Im letzten Heft, glaub ich.

A: Dann eben nicht. Film interessiert euch wohl nicht?

B: Schon, aber Bacon, Maler, Ire, gleich alt wie Beckett, Schwuler. Bis Picassos Tod der Zweitgrößte. Jetzt der Größte. Meint Raddatz?

C: Wer?

B: Vergiß es. Er wäre sowieso am liebsten ein Bild von Bacon. Rückseitig grundiert, Hintergrund in Acryl, pink und grell und zufällig und erotisch wie ein Keilrahmen.

C: Wer? Bacon?

A. Außerdem hat Negt was zum Kluge-Film geschrieben.

B: Nein, Raddatz, der natürlich abfährt auf den morbiden, modischen Macho-Kram aus dem Fleischerladen nebenan, der die Sinne all jener kitzelt und befriedigt, die naturalistische Schauerstücke für das Größte überhaupt halten, weil sie es wieder einmal mit Realismus verwechseln. Das hatten wir schon häufiger: Wie in den Inszenierungen des Stücks von Catull über den Räuber Laureolus im alten Rom, wo der Darsteller des Räubers in letzter Minute mit einem zum Tode Verurteilten vertauscht wurde, dem man dann auf offener Bühne den Kopf abschlug, daß die Soße nur so spritzte. Echt. Da wird alles andere zum Kinderspiel. Zadek. Bacon. Oder?

C: Grobschnitt, was. Ich halte es heute für schwieriger zu malen als früher. Weil die Maler früher eine doppelte Rolle spielten. Ich stelle mir vor, sie dachten, daß sie etwas aufzeichneten, und dann taten sie etwas, das viel mehr war als aufzeichnen. Die neuen Mittel, Film, Foto, Tonband, Video, haben die Aufgabe übernommen, zu der sich die Maler in der Vergangenheit verpflichtet glaubten. Und ich glaube, daß abstrakte Maler, die dies erkannten, sich sagen: Warum sollen wir nicht alles Abbildhafte und jede Form von Aufzeichnung hinauswerfen und einfach die Effekte von Form und Farbe wiedergeben?

B: Also abstrakte Malerei als Flucht und Niederlage zugleich? Weil Realismus in der Kunst eben nicht mehr, außer der Treue des Details, die getreue Wiedergabe typischer Charaktere unter typischen Umständen zu leisten vermag?

A. Negt schreibt...

C: Ja, Flucht und Modeerscheinung. Sie interessiert sich für nichts als die Form. Dadurch teilt sie gar nichts mit. Dekoration. Nichts als Dekoration.

A: Und die neuen Jungen? Die Realisten des flinken Pinsels?

C: Was heute in Amerika gemacht wird, ist Matsch, was in Italien gemacht wird, Kitsch. B: Unsere Wilden?

C: Sie wiederholen den Expressionismus, und der war schon schlimm genug. Sie gehören in den Börsenteil, nicht ins Feuilleton. Das hat mit Markt, nichts mit Kunst zu tun.

B: Sicher? Noch mal zurück zum Realismus, zum Begriff von. Wenn er sich materialistisch gibt, so wie eben gerade bei Fritze Angel, dann schließt er, sagen wir mal, ein spezifisches Verhältnis zur Gesellschaft und zu Geschichte ein, unterliegt der Begriff selbst dieser Geschichtlichkeit - pures 19. Jahrhundert ist das natürlich bei dem Altvorderen, der schon wußte, daß er keine Rezepte ausgefüllt hat - dann ist Realismus weniger Ästhetik denn Haltung, Begriff des Verhaltens zu Arsch und der Welt und der Leinwand und den Abbildungen um uns herum und in uns drinnen.

C. Mit allen Zufällen.

B: Mit allen Zufällen bei allen. Beim Betrachter wie beim Macher. Nehmen wir zum Beispiel Michaux, der mehr oder weniger abstrakt ist.

C: Ich finde nicht, daß seine Bilde abstrakt sind. Schaut euch nur den Schutzumschlag zu dem gerade erschienenen Band mit Photographien an, die Gisele Freund gemacht hat. Das ist Michaux. Und das paßt zu den Menschenbildern im Buch.

Denn sein Werk ist der Realität verhaftet. Es weckt Vorstellungen.

B: Vorstellungen? Wo?

C: Ja, Vorstellungen als Werk des Betrachters. Schließlich stellen die meisten seiner Bilder zögernde Ansätze dar, das Menschenbild wieder neu zu formen durch Zeichen, die zwar völlig unillustrativ sind, aber einen doch immer wieder zurückleiten zur menschlichen Gestalt - einer Gestalt normalerweise, die sich stapfend durch tief umgepflügte Felder schleppt. Oder so ähnlich. A: Mit jener Beliebigkeit, die das Foto nicht mehr zuläßt.

C: Im Gegenteil. Ganz im Gegenteil. Meiner Meinung nach beeinflussen Fotographie und Film ständig unsere Vorstellung von der Erscheinung der Dinge. Das heißt, wenn man etwas anschaut, betrachtet man es nicht nur direkt, sondern auch unter dem Eindruck dessen, was Fotographie und Film einem schon vermittelt haben.

B: Wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt er in dich hinein.

A: Sehr deutsch. Nietzsche läßt grüßen.

B: Na dann: Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.

A: Deutschland

B: Nicht Deutschland, Kluge.

A: Doch Deutschland, dann erst Kluge. Deutschland ist das Wort. Bei Kluge steht's, ich weiß. Filme hat er nie gemacht, der Bacon, oder?

B: Er arbeitet mit Fotos, mit Filmbändern, Fotos von Sportlern, Tieren. Szenen aus Schlachthäusern, Fleischereien. Aber Film? C: Vielleicht könnte er einen Film machen aus all den Bildern, die sich in seinem Kopf häufen, die er nicht untergebracht hat, aber das wäre sicher noch komplizierter, weil er wohl nie die Art von Bild finden könnte, die er in seiner Malerei darstellen kann. In Serien, die als Triptychen daherkommen.

A: Ein bißchen arg religiös überhöht. Mittelflügel, rechter Flügel, linker Flügel, die Glocken läuten, der Säkularisation der Kunst wird durch die Bilder ein Bein gestellt.

B: Achtung, paß auf, Hundescheiße!

C: Das Triptychon ist einfach eine besser ausbalancierte Einheit. Gleichsam die kleinste Serie. Mehr nicht. 'lätsächlich wirkt in den Serien ständig ein Bild auf das andere ein, und manchmal sind sie in den Serien besser als einzeln.

A: Die Beziehung zwischen den Bildern, als Erzählung, was? Also Negt schreibt im Pflasterstrand...

C: In der komplizierten Phase, in der sich die Malerei heute befindet, beginnt die Sache in dem Augenblick zu ausgeklügelt zu werden, in dem mehrere Figuren auftauchen - jedenfalls mehrere Figuren auf derselben Leinwand, und wenn die Sache zu ausgeklügelt ist, setzt die Langeweile ein. Was zwischen den Figuren vorgeht, übertönt dann die Malerei. Das geschieht, weil wir wieder mal in sehr primitiven Zeiten leben; wir haben es nicht geschafft, davon loszukommen, daß Figuren sich Geschichten erzählen.

B: Sollen sie etwa nicht?

A: Ja genau. Sollen sie nicht. Müssen sie nicht. Nimm Kluges »Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit«. Ein erblindeter Regisseur, innerlich voller Bilder, aber angefüllt mit Haß auf das bloße Sehen, ein Bildzertrümmerer, steht am Ende des Films. Der Zuschauer mag das für einen witzigen Einfall der Selbstdarstellung Kluges halten, aber es ist auch auf den gemünzt, der ins Kino geht, um sich seine Triebphantasien mit schönen Bildern besetzen zu lassen.

B: Wer sagt das?

A: Negt und weiter: Wer als Zuschauer die eigene innere Bildwelt dagegen ernstnimmt, hat schon eine Vorstellung davon, daß die Sinne praktisch zu Theoretikern geworden sind und nicht nur auf das gierige Haben aus sind. Dazu müßte er den Konsumentenstandpunkt opfern. Denn Kluges Film macht ihm nicht den Gefallen, daß er Bilder und Worte komplett zusammengesetzt vorfindet und von eigenen Gedankenleistungen befreit ist. Wer bei diesem jüngsten Film Kluges einschläft, der war schon eingeschlafen, bevor er den Kinosaal betrat.

B: Und was hat das mit Bacon zu tun? C: Stolper nicht.

A: Einiges. In meinem Lexikon zur Kunst, ich hab' mal nachgeschaut, kommt Francis Bacon so vor: Francis Bacon, fettgedruckt, dann ein Pfeil im 45-Grad-Winkel nach rechts oben und dahinter: Utopisten.

B: Laß mich raten, aus welchem Land das Lexikon kommt.

A: Nein, laß' ich nicht.

B: Dann verrat, wer hier spricht!

A: Ach, nööö!

Die Ausstellung mit den Werken Bacons ist noch bis zum 5. 1. 1986 in der Staatsgalerie Stuttgart zu sehen, vom 7.2. bis 31.3. in der Nationalgalerie in Westberlin. Zur Ausstellung ist im Verlag Frölich & Kaufmann ein Katalog erschienen (246 Seiten, DM 85,-), in dem auch Werke enthalten, reproduziert und erläutert sind, die in keiner der beiden Ausstellungen, die leicht voneinander abweichen, gezeigt worden.

Konkret 01/86, S. 62

Armin Kerker

Buntes für die Schwarzen
TV-Export: Der seichte Kolonialismus

Nichts bleibt der Dritten Welt erspart. Nicht einmal das Deutsche Fernsehen. In Kamerun und Togo kommt bald das halbe Programm von ARD und ZDF

Beispiel eins: die wöchentliche Sendung künftiger Radio-Journalisten in der Abschlußklasse der 'Ecole Normale Supérieure Internationale de Journalisme à Yaoundé' (ESIJY), der 'Internationalen Journalistenschule' von Yaoundé, die Kamerun zusammen mit Frankreich und fünf anderen west- und zentralafrikanischen Staaten betreibt; der Student und Moderator dieser Sendung, der bald sein Diplom bekommen wird, um dann irgendwo in Afrika als Rundfunkredakteur zu arbeiten, hat den Uralt- Hit 'Hotel California' aufgelegt. Während seiner Moderation schlägt er seinen Hörern, von denen 80 Prozent auf dem Lande leben und kaum das Existenzminimum verdienen, »einen Ausflug zum 'Hotel California' vor - wenn sie das nächste Mal nach Nordamerika fahren«. Eingerahmt werden solche Sprüche wie selbstverständlich von den Hits der französischen, amerikanischen und bisweilen auch der deutschen Charts. Der - keineswegs zufällig - französische Studiendirektor der ESIJY hat dafür eine realistische Erklärung: »Fünf Minuten ein Lied mit Orchesterbegleitung zu senden, kostet lediglich Autorenrechte, also höchstens ein paar hundert Francs. Eine Sendung von nur fünf Minuten dagegen ist extrem teuer. Das ist der Grund, warum die meisten Radios hier, wenn es sich nicht gerade um ausgesprochene Edukationsprogramme handelt, fast alle nach dem selben Schema laufen: eine begrenzte Anzahl von Informationssendungen während des Tages, die Morgen-, Mittags- und Abendnachrichten, dazwischen Kurznachrichten, ansonsten gibt es Musik, Magazine oder Interviews.«

Kein Wunder, daß europäische und nicht zuletzt bundesdeutsche Programmexporteure seit langem schon bemüht sind, diese Lücke zu füllen und den zumeist staatlichen Medienanstalten der Dritten Welt auf die Sprünge zu helfen. Kamerun, ehemals deutsche Kolonie und bislang ohne Fernsehen, wird nun mit Hilfe der 'Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit' (GTZ) in den Genuß eines eigenen TV-Senders kommen. Die Experten sind schon angereist, das deutsche PAL-System ist angesagt und mit großzügiger Programm-Hilfe ist zu rechnen. Denn »Hörfunk und Fernsehen«, so kann man aus einer offiziellen Broschüre des Auswärtigen Amtes erfahren, »sind besonders geeignet, gelegentliche Entstellungen oder Verzerrungen des Deutschlandbildes zu korrigieren. Die Bundesregierung wird deshalb die in diesem Bereich sehr kostenintensiven Maßnahmen weiter verstärken«.

Solche Maßnahmen führen dann etwa zu Beispiel zwei: im Abendprogramm von 'Radio-Television Malagasy' (RTM), der staatlichen Rundfunk-und Fernsehanstalt von Madagaskar, läuft der Beitrag 'Etoiles de la manege', eine von der deutschen 'TransTel' nach Madagaskar gelieferte Fernseh-Unterhaltungssendung, die man bei uns als 'Stars der Manege' kennt. Karl-Heinz Böhm domptiert einen Löwen: 'Benno Platz! ... Geh auf deinen Platz! ... Aber ganz schnell! Bitte Benno!... Dankeschön!«.

Deutscher Kulturexport ins ferne Madagaskar! Zufall? Wohl kaum! Diese und ähnliche Sendungen werden - nicht nur von der Bundesrepublik - täglich in die Welt, und das heißt überwiegend: in die Dritte Welt, geschickt, wo sie denjenigen, die kaum oder gar nicht im Besitz eigener Produktionsmittel sind, die Programmfüllung der Medienkanäle erleichtern und die Zuschauer auf einen 'way of life' festlegen wollen, der zumeist in keiner Weise der ihre ist. Im internationalen Kulturaustausch rangiert die Dritte Welt immer noch weit hinten. Die reale Abhängigkeit der Länder ohne ausreichende Beherrschung eigener Material- und Rohstoffproduktion wird dabei umso größer, je 'leichter' scheinbar die Bedingungen geworden sind. Fertige Sendungen wie diese kosten nämlich oft nicht viel oder gar nichts, wenn sie für die Bildschirme Madagaskars, Togos oder Kameruns bestimmt sind. Englische Fernsehgesellschaften verlangen zum Beispiel für die Senderechte derselben Produktion zwischen dreitausend Pfund Sterling - für Europa - und fünfundzwanzig Pfund - für Afrika.

Diese scheinbare Bevorzugung der Dritten Welt ist sicher kein Geschenk. Wer die Medien hat, hat die Köpfe, und die vordergründige Finanzeinbuße ist in Wirklichkeit eine renditensichere Langzeitinvestition. Auf dem Gebiet des Nachrichten- und Informationswesens liegen die Verhältnisse noch eindeutiger. Die Anzahl der Nachrichtensatelliten geht in die Tausende und ein großer Teil davon dient ausschließlich militärischen Zwecken. Pro Minute geben Moskau und Washington fast 24.000 Dollar für Rüstungszwecke im All aus. Eine Summe, mit der nach Angaben der Welternährungsorganisation FAO in wenigen Tagen der Hunger in der - wiederum überwiegend - Dritten Welt beseitigt werden könnte. Soll die Abhängigkeit von den Medienmonopolen der Ersten Welt festgesehrieben werden? Hat sich das Kampfterrain nur verlagert? Und müssen sich die unterentwickelten Länder vielleicht sogar auf eine langfristig wirksamere Form der Unterdrückung einstellen als zu kolonialen Zeiten? Der ehemalige Chef der Nachrichtenabteilung und jetzige Kulturredakteur des' madegassischen Fernsehens, Tsilavina Ralaindimby, meint: ja. »Länder wie das unsere«, sagt er, »haben die Periode einer klassischen Kolonialisierung erlebt. Im Sinne einer totalen Ausbeutung seiner Reichtümer und der

Verachtung seiner eigenen Werte; das alles unter kolonialem Zwang. Dann kam eine bestimmte Periode, in der man Ländern wie unserem und denen des afrikanischen Kontinents die politische Unabhängigkeit geben mußte. Von dem Moment an mußte der Kolonialismus einen anderen Weg finden, um die Ausbeutung der Dritten Welt zu betreiben. Und da man nicht mehr mit offener Gewalt vorgehen konnte, mußte man langfristig planen und bei der Denkungsart, der Mentalität und dem Reaktionsvermögen der Eliten ansetzen, die derzeit in den Ländern der Dritten Welt entscheiden. Im Augenblick geschieht das über die Medien. Das heißt- man versucht, den Leuten hier Werte und Lebensmodelle vorzusetzen, die zwar ihrer Realität nicht entsprechen, die aber - einmal von ihnen angenommen - zu einer automatischen Abhängigkeit führen, die vielleicht schlimmer ist als die des Kolonialismus. Es ist der Wechsel von der materiellen zur ideologisch-kulturellen Beherrschung.«

Dem kulturellen Bedürfnis und Selbstverständnis eines großen Teiles von Journalisten, Schriftstellern, Künstlern, Filmemachern oder Musikern in solchen Ländern, die keine Förderung erfahren und oft genug am Rande des Existenzminimums leben, steht dann die Doppelfront einerseits der über vergleichweise riesige Finanzmittel verfügenden, importierten Unterhaltungsindustrie, andererseits der ausländischen Kulturinstitute gegenüber, oder besser gesagt, im Wege. Hier der internationalisierte Standartramsch an Filmen der B- und C-Sorte, Fließbandmusik aus der Hitparadenretorte im Radio, europäischer Klamauk im Fernsehen, Bestseller ä la Konsalik oder Guy des Cars in den wenigen Buchhandlungen; dort Bach-Konzerte im Goethe-Institut oder 'anspruchsvolle' Film-Abende in den Plüschsesseln des 'Centre Culturel Francais'. Kein Zweifel - man kann es gründlich satt bekommen und die meisten Intellektuellen aus der Dritten Welt werden kaum anders denken als etwa der Kameruner Autor Rene Philombe. »Wir sind tatsächlich gezwungen«, klagt er, »ihren Weg zu gehen und damit fortzufahren, etwas zu unterstützen, was wir gleichzeitig bekämpfen«.

Wie sieht dieser erzwungene Weg, diese Einbahnstraße von Nord nach Süd konkret aus? Da liefert die weltweite Versand- und Finanzierungsstelle deutschen Kulturaustausches mit dem klangvollen Namen 'Inter Nationes' deutsche Schlager von Howard Carpendale bis Mike Krüger an die Radiostationen der Entwicklungsländer. Lieder von jener Tief- und Hintersinnigkeit, wie sie unsere Plattenindustrie in so unvergleichlicher Weise immer wieder zustandebringt. Heino, Mike Krüger und Roy Black sollen dann in den Tropen für -wörtlich - »deutsche Stunden Verwendung finden« und das »Deutschlandbild korrigieren«.

Im Fernsehen dieser Länder läuft das letzte Fußballmatch zwischen dem 1. FC Köln und Fortuna Düsseldorf, ist Erik Ode als 'Kommissar', Hans-Jörg Felmy im 'Tatort' oder Siegfried Lowitz als 'Der Alte' zu sehen. Man darf Didi Hallervorden in 'Non Stop Nonsens', Camillo Felgen in 'Spiel ohne Grenzen', Freddy Quinn in der Manege und Dieter Thomas Heck bei der Hitparade zuschauen. 'Pop in Germany' wechselt mit Hugo Strassers 'Party-Time'.

Besorgt wird dies alles und noch viel mehr von zwei halbstaatlichen deutschen Fernseh-Produktions- und Exportfirmen: der »TransTel/Deutsche Gesellschaft für Fernsehtranskription mbH« und der »Deutschen Presseagentur/European Television Service GmbH« (dpa/e-te-s), die bei der Deutschen Welle untergebracht sind, mehr oder minder mit ihr liiert sind und aus Bundesmitteln finanziert werden. Ziel beider Gesellschaften ist die Verbreitung deutscher Fernsehproduktionen in der - vorzugsweise - Dritten Welt. TransTel produziert selbst, übernimmt bzw. koproduziert längere wissenschaftliche, sportliche, pädagogische und unterhaltende Beiträge oder Serien, die im Ausland vertrieben werden.

Die eben genannten Sendungen gehören zum Unterhaltungsbereich, unter die pädagogischen Sendungen fällt etwa die Beitragsserie »Welt der Werkzeuge«, wo dann auch schon mal »auf ausdrücklichen Wunsch der staatlichen ber« Solingen eingeblendet wird. Landwirtschaftliche Aufklärungssendungen beziehen sich auf hochkomplizierte Maschinen und zeigen den Einsatz von chemischem Kunstdünger und Pestiziden. »dpa/e-te-s« unternimmt Ähnliches, allerdings bezogen auf aktuelle Kurzbeiträge politischer, wirtschaftlicher, sportlicher oder kultureller Art, die in der Regel drei Minuten Sendezeit nicht überschreiten. Die dpa vertritt 'e-te-s' im Ausland und versucht, die 'e-te-s'-Kunden auch als Abnehmer für die eigene Nachrichtenagentur zu gewinnen.

Der Service kostet die Abnehmer zwischen 75 und 150 Dollar im Monat, ist also spottbillig. Finanziert und kontrolliert wird das Ganze vom Bundespresseamt.

Einheimische Fernsehzuschauer - in vielen Ländern der Dritten Welt allerdings nur eine verschwindend kleine Elite - können damit in der Regel herzlich wenig anfangen, aber für bescheidene kulturelle Aktivitäten vor Ort - von einer wie immer gearteten Alternativ-Kultur gar nicht zu reden - ist von deutscher Seite meist kein Geld da. Also bleibt es bei dieser unentgeltlichen »Deutschland-Werbung« und dem Billig-Angebot an bundesdeutschem Kultur- und Unterhaltungsschrott. Mag der madegassische TV-Journalist Tsilavina Ralaindimby Fernsehen in der Dritten Welt »als organisches Medium der Befreiung« auch realistischerweise für eine »Herausforderung« halten, »die noch sehr viel Vorstellungskraft erfordert«; was dort fast umsonst hingeliefert wird, wird uns noch teuer zu stehen kommen. Man führt Menschen, die buchstäblich auf dem Trockenen sitzen nicht ungestraft fette Bundesbürger vor, die im Wasser planschen und das Ganze für ein 'Spiel ohne Grenzen' halten.

Konkret 01/86, S. 66

Michael Schneider

Der tote Hund und die lebende Jude

Die Spekulation mit dem Antisemitismus

Nach der Absetzung von Fassbinders »Der Müll, die Stadt und der Tod« dürfen sich die auf beiden Seiten erhitzten Gemüter wieder abregen, die Leitartikler und Matadoren der öffentlichen Meinung sich getrost wieder anderen skandalträchtigen Themen zuwenden und auch das Schauspiel Frankfurt kann wieder zur Tagesordnung übergehen, nachdem es seinen geordneten Rückzug durch eine Erklärung flankiert hat, die von Vernunft, Einsicht und Taktgefühl zeugt, wie ihm nachgerade bescheinigt wird. Und doch kann die Erklärung des Schauspiels Frankfurt und seines Intendanten Günther Rühle, daß eine »erkennende Wahrnehmung des Stückes nicht mehr gewährleistet« sei, ihren resignativen Charakter schwerlich verleugnen. Man kapituliert zwar aus guten Gründen, doch letztlich vor dem Druck einer öffentlichen Meinung, die - ein wohl einzigartiger Fall in der neueren Theatergeschichte - über ein Stück urteilte, das das Gros der Meinungsmacher nie zu Gesicht bekommen hat. Und man kapituliert vor dem - wenn auch verspäteten - »Widerstandsbegehren« der Jüdischen Gemeinde, das nach Auschwitz jedermann, zumal jeder Deutsche, respektieren muß, auch wenn sich dieses am falschen Objekt entzündet hat.

Denn es stellt sich die Frage, warum die Jüdische Gemeinde, ihren Protest ausgerechnet an einem Stück festmachte, dessen Autor »von den Nazis ebenso verfolgt worden wäre wie ein Großteil jener Bürger, die jetzt gegen die Aufführung des Stückes protestieren«, wie es in der Erklärung des Schauspiels Frankfurt heißt.

Der Verdacht liegt jedenfalls nahe, daß sich hinter den »unaufhebbaren Ängsten« der Überlebenden des Holocaust noch andere Motive und Interessen verbergen, die mit den genuinen Interessen der Jüdischen Gemeinde kaum etwas gemein haben und die doch bei der Absetzung des Fassbinder-Stückes eine verschwiegene Rolle gespielt, wenn nicht gar den Ausschlag gegeben haben. Viele kritische Zeitgenossen - nicht nur deutsche, auch jüdische - stellen heute die Frage, ob die vielbeschriebene »Rücksicht auf die verletzten Gefühle der jüdischen Minderheit« am Ende nicht nur ein zugkräftiger Vorwand gewesen ist, um die verletzten Gefühle, sprich: die handfesten Interessen einer ganz anderen Minderheit zu schützen. Nachgerade hat es den Anschein, als ob der Skandal um den angeblich antisemitischen Charakter des Fassbinder-Stückes vornehmlich zu dem Zweck inszeniert worden ist, um den eigentlichen Skandal den das Stück (wenn auch nur am Rande) thematisiert, wieder zum Verschwinden zu bringen: nämlich die systematische Wohnraumzerstörung unserer Städte durch das Machtkartell aus Großbanken, Versicherungen, Baulöwen, Häuser- und Bodenspekulanten, deren skrupelloses Geschäftsgebaren im Falle Frankfurts durch alle staatstragenden Parteien und durch den Magistrat gedeckt und gebilligt worden ist.

Der Frankfurter Theaterskandal ließ in der deutschen und der Weltöffentlichkeit den trügerischen Eindruck entstehen, als ginge es hierbei um ein »Antisemitismus-Problem«, das Juden und Deutsche schon wieder in eine unversöhnliche Konfrontation treibt. Bekanntlich haben die Geschäfte der Frankfurter Grundstück- und Häuserspekulanten, an denen eben auch ein Dutzend jüdischer Bauunternehmer und Hausbesitzer beteiligt waren, auch die Jüdische Gemeinde gespalten. An den Protesten gegen das Spekulantentum beteiligten sich vor allem junge Juden, die sich anschließend im »Frankfurter Jüdischen Gemeindeblatt« gegen Vorwürfe aus ihrer Gemeinschaft verteidigen mußten, sie hätten an »antisemitischen Aktionen« teilgenommen: »Diejenigen jüdischen Bauunternehmer und Hausbesitzer aber, die diese Aktionen als gegen ein Kollektiv gerichtet darstellen und sie somit als bloßen Antisemitismus geißeln, haben sich damit zum Sprecher der jüdischen Gemeinde hochstilisiert und versucht, ihre profanen Kapitalinteressen mit den Lebensinteressen der jüdischen Gemeinschaft zu identifizieren«.

Es ist diese fatale und manipulative Identifikation, die dem Frankfurter Theater-Skandal seine farcenhaften Züge verleiht und das hinter dem Boykott des Fassbinder-Stückes stehende Interessen-Kartell für die Öffentlichkeit so schwer entzifferbar macht. Eine Farce freilich mit tragischer Grundierung! Denn die Interessen der Betreiber und Nutznießer solcher Spekulationsgeschäfte vermischen sich hier auf eine vertrackte Weise mit authentischen und verständlichen Emotionen der Bürger, mit traumatischen Ängsten seitens der Juden und tief verwurzelten Schuld- und Schamgefühlen auf Seiten der Deutschen. Diese unheilvolle Verquickung von höchst gegenwärtigen (und nicht bloß jüdischen) Kapitalinteressen und unaufhebbaren Ängsten und Schuldgefühlen, die aus der Vergangenheit resultieren, hat zu merkwürdigen Solidarisierungseffekten geführt. Was zum Beispiel hat der ehemalige jüdische KZ-Häftling, der mit dem Judenstern auf der Brust im Frankfurter Kammerspiel gegen das Fassbinder-Stück demonstrierte, mit dem Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Ignaz Bubis zu tun, der selbst zu den größten Spekulanten Frankfurts zählt? Wenn beide auch für dieselbe Sache zu demonstrieren scheinen, so gewiß nicht aus den gleichen Motiven.

Verständlich die subjektive Angst der Überlebenden des Holocaust vor einem Wiederaufleben des Antisemitismus in der Bundesrepublik. Dennoch müssen Zweifel an dessen objektiver Stichhaltigkeit erlaubt sein. Wohl gibt es unter den ehemaligen Kriegsteilnehmern und unter den Neonazis offene Antisemiten (wie den Ex-Nazi im Fassbinder-Stück, an

dessen antisemitischen Äußerungen sich der Protest mit entzündet hat), doch gibt es hierzulande keinen Antisemitismus als gesellschaftliche Strömung oder Tendenz. Und wenn es ihn gäbe, wären diejenigen, die von dem Mitherausgeber der FAZ heute des »blinden Antisemitismus« bezichtigt werden, die ersten, die mit den Juden auf die Straße gehen und für ihre Rechte demonstrieren würden.

Das inkriminierte Stück, erst recht aber die Art und Weise seiner Verhinderung, verweist dagegen auf eine ganz andere Kontinuität, von der in dem aufgeregten Antisemitismus-Streit bezeichnenderweise nicht die Rede war. Ich spreche hier von der verschwiegenen Instrumentalisierung der Juden und des Antisemitismus-Problems für die Interessen des deutschen Großkapitals - damals wie heute. Diese Kontinuität - nicht die des Antisemitismus, sondern die seiner gezielten Funktionalisierung - in der deutschen Geschichte konnte und kann nur darum so erfolgreich verschleiert werden, weil die bürgerliche Trennung zwischen Politik (bzw. Ideologie) und Ökonomie, die unser bundesdeutsches Bewältigungsmuster der Vergangenheit überhaupt charakterisiert, auch den Blick für die spezifische politisch-ideologische Funktion verstellt hat, die der Antisemitismus 1933 und danach für das deutsche Besitz- und Kleinbürgertum ausgeübt hat.

Hitler hat die Juden nicht nur für den verlorenen Weltkrieg, den Versailler »Schandfrieden« und die politischen Krisen der Weimarer Republik, sondern auch für sämtliche Krisen und Pannen des (durch die Novemberrevolution schwer angeschlagenen) deutschen Monopolkapitalismus verantwortlich gemacht. Die Juden geißelte er als »Strippenzieher der Inflation«; dem »jüdischen Finanzkapital« gab er die Schuld am Währungsverfall, an den steigenden Preisen, an der zunehmenden Arbeitslosigkeit und am wirtschaftlichen Ruin des Mittelstandes. Die NS-Propaganda schien die schwer zu durchschauenden Bewegungsgesetze des Kapitalismus in der Krise für den »kleinen Mann« mit einem Male durchschaubar zu machen: durch die Personifizierung des Übels. Auf »den« Juden ließ sich aller Haß konzentrieren und projezieren.

Das konnte freilich nur funktionieren, weil erstens der Antisemitismus in Deutschland (wie überall in Europa) Tradition hatte, und weil zweitens auch eine Minderheit von Juden zur besitzenden und ausbeutenden Oberschicht in Deutschland gehörte. Das »jüdische Finanzkapital« war keine Erfindung Hitlers, sondern eine empirisch nachweisbare Tatsache. Und natürlich partizipierten die jüdischen Finanzmagnaten und Börsianer nicht weniger am allgemeinen Zins- und Spekulationsgeschäft als ihre »arischen« Geschäftskollegen. Die NS-Propaganda aber pflegte diese kleine jüdische Fraktion des Finanzkapitals mit »dem« Finanzkapital und dieses mit dem »raffenden Kapital« zu identifizieren, während das »schaffende Kapital« als produktives und für die »Volksgemeinschaft« nutzbringendes Kapital davon säuberlich abgetrennt wurde. Auf diese Weise wurden die unbegriffenen antikapitalistischen Haßgefühle des durch die großen Konzerne und Trusts enteigneten und ruinierten Mittelstandes auf den »Geldjuden« umgepolt, obwohl die Masse der Juden von Inflation, Arbeitslosigkeit und materieller Verelendung ebenso betroffen war wie die übrige Bevölkerung. Für das deutsche Besitzbürgertum war der faschistische Antisemitismus daher ein willkommenes Instrument im »Klassenkampf von oben«, auch wenn einzelne der Banker und Magnaten »persönlich gar nichts gegen Juden hatten«. Doch hatten sie ein objektives Interesse an Hitlers Rassen-Politik, weil die jüdischen Bankiers und die kleinen jüdischen Kaufleute nun an ihrer Statt zur Zielscheibe umgebogener antikapitalistischer Aggressionen wurden. Zum Lohn für diesen Dienst, den die Juden ihren arischen Geschäftskollegen erwiesen hatten, verleibten diese nach der Reichskristallnacht den größten Teil des jüdischen Vermögens (Aktien, Firmen, Häuser, Grund und Boden) ihrem Privatbesitz ein. »Arisierung« nannte man das damals.

In welchem Ausmaß nicht nur der nationalsozialistische Staat, sondern auch deutsche Privatbanken und -Firmen sich an der »Arisierung« bereichert und darüber hinaus von der kostenlosen Arbeit jüdischer KZ-Häftlinge profitiert haben, ist bis heute kaum genauer untersucht. Wie Benjamin Ferencz in seinem ausgezeichneten Buch »Lohn des Grauens. Die verweigerte Entschädigung für jüdische Zwangsarbeiter« (Campus Verlag), nachweisen konnte, hat sich fast die gesamte deutsche Industrie damals mit »Sklavenarbeitern«- nicht nur mit jüdischen - eingedeckt, von denen viele schon während des Arbeitseinsatzes starben (»Vernichtung durch Arbeit«) oder nach ihrer Auspowerung durch die Industrie, wieder den KZs zur Vernichtung überstellt wurden. Es ist schon ein kaum zu überbietender Zynismus, wenn gewisse Leitartikler aus dem Umfeld jener Wirtschaftskreise, die damals von jüdischer Sklavenarbeit profitiert haben, sich heute als moralische Sittenwächter des »deutsch-jüdischen Verhältnisses« aufspielen und den Antisemitismus, »das ekligste Instrument des Hitlerschen Faschismus dort nachzuweisen suchen, wo es noch kein ernsthafter Mensch vermutet hatte: bei den Linken« (Walter Boehlich).

Vierzig Jahre nach Auschwitz nun geht das Geschäft mit den übrig gebliebenen Juden und mit dem Antisemitismus weiter. Nur benutzt man die Juden nicht mehr wie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich als »Sündenbock«, sondern man mobilisiert jetzt das schlechte Gewissen der Deutschen und die traumatischen Ängste der Überlebenden des Holocaust, das heißt: man beutet den Opfer-Status der Juden aus, um dasselbe Ziel zu erreichen wie damals: abzulenken von der eigenen kapitalistischen Geschäftspraxis.

Die Instrumentalisierung der Juden und der jüdischen Kaufleute erfolgt hierbei in verschiedenen Formen. Die eine Form wird von Fassbinder akzentuiert (und darin liegt der provokative Wert des Stücks - egal wie sein künstlerischer Wert zu beurteilen ist): Er zeigt, wie ein jüdischer Spekulant, geschützt durchs Tabu, von den Bauherren und Politikern der Stadt

dazu benützt wird, um deren gigantomanischen Traum von der Metropole zu erfüllen: gerade ihm, dem Juden wird der schmutzige, anstößige Teil des Geschäfts übertragen (wie übrigens die deutschen Besitz- und Pfahlbürger des Mittelalters das von der Kirche tabuisierte Zins- und Wuchergeschäft den Juden überlassen haben): die alten Villen im Westend aufzukaufen, die alteingesessenen Mieter systematisch zu vergraulen - u.a. durch die Einsetzung von Rollkommandos, die ihnen die Türen und Fenster einschlugen - die Häuser dann abzureißen, um Platz für die Bürosilos der Banken und Versicherungen zu schaffen. Was aber beim »reichen Juden«. Recht ist, das kann bei seinen nichtjüdischen Geschäftsfreunden nicht Unrecht sein. Diese benutzen ihn als Testperson, um zu erfahren, wie weit man gehen könne bei der Häuser-Spekulation und beim Hochhausbau, ohne mit dem Gesetz und den Behörden in Konflikt zu geraten. Nicht daß der Wucher und Schacher mit alten Häusern ein »typisch jüdisches Phänomen« sei - und nur dies wäre Antisemitismus! - sondern, daß den jüdischen Geschäftsleuten innerhalb dieser allgemein verbreiteten (und nicht bloß in Frankfurt üblichen) Geschäftspraxis eine ganz bestimmte, perfide Funktion zugewiesen wird, dies wollte Fassbinder deutlich und zum Gegenstand der öffentlichen Diskussion machen.

Zeigt das Fassbinder-Stück die ökonomische Instrumentalisierung der jüdischen Kaufleute für die Interessen der Bauherren und Politiker auf, so dokumentiert der Skandal um dieses Stück, jenes Medientheater um das Theater also, die politische Form dieser Instrumentalisierung. Wenn die deutschen Konzern- und Bankherren anno 33 und danach ihre jüdischen Kollegen zum »Abschuß« freigaben, weil nur so die antikapitalistische Massenstimmung an ihnen vorbei auf den »Geldjuden« gelenkt werden konnte, so machen es die Frankfurter Bankiers und Baulöwen jetzt umgekehrt: Sie stellen sich schützend vor ihre jüdischen Mitbürger und erklären die linken und grünen Kritiker der Spekulation zu den eigentlichen Übeltätern. Auf diese Weise fälschen sie den Skandal, den das Fassbinder-Stück thematisiert in einen antisemitischen Skandal um. Wie sich die Bilder gleichen! Wieder wird eine soziale und ökonomische Frage in eine rassische Frage umgebogen. Und flugs befinden sich die Kritiker der Häuserspekulation selbst auf der Anklagebank und haben nun alle Mühe, den Makel des Antisemitismus loszuwerden, den ihnen die andere Seite angehängt hat.

Wie gut dieses Rollenspiel funktioniert, haben nicht nur die zahlreichen Rezensionen und Kommentare zum Fassbinder-Stück, sondern hat auch dessen Inszenierung gezeigt. Um Stück wie Theater vom Ruch des Antisemitismus zu befreien, hat Regisseur Hilsdorf es hochgradig sentimentalisiert. Die Figur des reichen Juden wird zum eigentlichen, fast muß man sagen : einzigen Sympathieträger der Aufführung stilisiert.

Dieser »fruchtige Philosemitismus« (Ernst Bloch) aus verdrängtem Schuldgefühl und schlechtem Gewissen, der »den« Juden nun unbedingt zum »guten Menschen« verklären muß, ist aber bloß die schlechte Kehrseite des Antisemitismus - Ausfluß derselben »autoritären Persönlichkeit«, die nur zwei falsche Extreme zuläßt: die blinde Verehrung oder die blinde Verurteilung. Der unkritische und sentimentale Philosemitismus, wie er heute vor allem unter den Deutschen der älteren Generation vorherrschend ist, fördert eher einen neuen, heimlichen Antisemitismus.

Der von beiden Seiten beschworenen »Normalisierung in den deutsch-jüdischen Beziehungen« (die ohnehin nur eine relative sein kann, denn für Auschwitz gibt es keine »Wiedergutmachung«!) wird man wohl erst dann näher kommen, wenn es auch den Deutschen erlaubt ist, sich in einem Theaterstück über die Wohnraumzerstörung der Stadt Frankfurt mit einem jüdischen Häuserspekulanten auseinanderzusetzen.

Kasten Seite 68

Suhrkamps Sonder-Müll

Als der Suhrkamp Verlag 1976 auf Druck der »FAZ« die Veröffentlichung des Fassbinder-Stücks zurückzog, wurde auch der Autor um eine Stellungnahme zu den Antisemitismus-Vorwürfen gebeten. Doch Fassbinders Antwort wurde vom Verlag gründlich bearbeitet und in entstellter Version an die Presse gegeben. Auf diese Fassung bezog sich alle spätere Kritik. Erst jetzt hat der Verlag der Autoren den Originalbrief im Archiv aufgespürt. Publiziert wurde er im Dezember-Heft der TheaterZeitSchrift (Großbeerenstr. 73a, Berlin 61). KONKRET stellt beide Texte vor

Veröffentlichte Verlagsfassung

Gegen mein Stück »Der Müll, die Stadt und der Tod« wird der Vorwurf erhoben, es sei 'antisemitisch'. Unter dem Vorwand dieses Vorwurfs werden von bestimmten Seiten *Thesen und Deutungen vorgetragen, die mit mir und meinem Stück nichts zu tun haben.*

Zum Stück: Es gibt in der Tat unter den Figuren in diesem Text einen Juden. Dieser Jude ist Häusermakler; er trägt dazu bei, die Stadt zuungunsten der Lebensbedingungen der Menschen zu verändern; er macht Geschäfte. Die Verhältnisse,

unter denen diese Geschäfte gemacht werden können, hat nicht er geschaffen, hat *nicht er zu verantworten; er benutzt diese Verhältnisse.* Der Ort, an dem solche Verhältnisse entdeckt werden könne, heißt Frankfurt am Main.

Die Sache selbst ist, wenngleich auf einem neuen Niveau, eine Wiederholung von Entwicklungen im 18. Jahrhundert, als den Juden allein Geldgeschäfte erlaubt waren und diese Geldgeschäfte - oft die einzige Möglichkeit der Juden zu überleben - letzten Endes wiederum nur denen Argumente lieferten, die sie quasi zu dieser Tätigkeit gezwungen hatten und die ihre eigentlichen Gegner waren. Nicht anders verhält es sich im Falle der Stadt in meinem Stück.

Genauer gesagt: Zu betrachten wären die Beweggründe derjenigen, die sich dagegen wehren, daß über diesen Sachverhalt gesprochen wird. Sie sind die wahren Antisemiten. Zu prüfen wäre, warum man, statt die realen Sachverhalte zu untersuchen, gegen den Autor eines Stückes mit Sätzen argumentiert, die er - um bestimmte Zustände kritisierbar zu machen - für seine Figuren erfunden hat.

Es gibt in diesem Stück auch Antisemiten: es gibt sie aber nicht nur in diesem Stück, sondern beispielsweise auch in Frankfurt. Selbstverständlich geben diese Figuren - ich finde es eigentlich überflüssig, das zu betonen - nicht die Meinungen des Autors wieder, dessen Haltung zu Minderheiten aus seinen anderen Arbeiten hinreichend bekannt sein sollte. Gerade einige grobschlächtige Anwürfe in der Diskussion bestärken mich *in der Sorge vor einem »neuen Faschismus«, aus der heraus ich dieses Stück geschrieben habe.*

(Hervorhebungen v. d. Red.)

Fassbinders Originaltext

Gegen mein Stück »Der Müll, die Stadt und der Tod« wird der Vorwurf erhoben, es sei 'antisemitisch'. Unter dem Vorwand dieses Vorwurfs wird *von einzelnen Gruppen etwas ausgetragen, das ich in seiner Absicht und in seiner Konsequenz noch nicht begreifen kann, was aber mit mir und meinem Stück nichts zu tun hat.*

Zum Stück: Es gibt in der Tat unter der Vielzahl von Figuren in diesem Text auch einen Juden. Und das sicher nicht zufällig, gewiß. Dieser Jude ist reich, ist Häusermakler, trägt dazu bei, die Städte zuungunsten der Menschen zu verändern; *er führt aber letztlich doch nur Dinge aus, die von anderen zwar konzipiert wurden, aber deren Verwirklichung man konsequent einem überläßt, der durch Tabuisierung unangreifbar scheint. Der Ort, wo man diesen Sachverhalt auch in der Realität entdecken kann, heißt Frankfurt.*'

Die Sache selbst ist nichts anderes als eine Wiederholung, auf anderem Niveau zwar, aber doch eine Wiederholung der Zustände im 18. Jahrhundert, als den Juden allein Geldgeschäfte erlaubt waren und diese Geldgeschäfte, oft die einzige Möglichkeit der Juden zu überleben, zuletzt wieder nur denen Argumente lieferten, die sie quasi zu dieser Tätigkeit gezwungen hatten und die ihre eigentlichen Gegner waren. Nicht anders hier: *Die Stadt läßt die vermeintlich notwendige Dreckarbeit von einem, und das ist besonders infam, tabuisierten Juden tun, und die Juden sind seit 1945 in Deutschland tabuisiert, was am Ende zurückschlagen muß, denn Tabus, darüber sind doch wohl alle einig, führen dazu, daß das Tabuisierte, Dunkle, Geheimnisvolle Angst macht und endlich Gegner findet.*

Anders und vielleicht genauer gesagt, die, die sich gegen ein Aufreißen dieser Vorgänge wehren, sind die wahren Antisemiten, sind die, deren Motive man genauer untersuchen sollte; die, wann hat es das zuletzt gegeben, gegen den Autor eines Stücks mit Sätzen argumentieren, die er - um sie kritisierbar und transparent zu machen - für seine Figuren erfunden hat.

Und natürlich gibt es in diesem Stück auch Antisemiten, leider gibt es sie nicht nur in diesem Stück, sondern eben, beispielsweise, auch in Frankfurt. Ebenso natürlich geben diese Figuren, und ich finde es eigentlich überflüssig, das zu sagen, nicht die Meinung des Verfassers wieder, dessen Haltung zu Minderheiten aus seinen anderen Arbeiten eigentlich bekannt sein sollte. Gerade einige hysterische Töne in der Diskussion um dieses Stück bestärken mich *in der Angst vor einem »neuen Antisemitismus«*, aus der heraus ich dieses Stück geschrieben habe.

(Hervorhebungen v. d. Red.)

Konkret 01/86, S. 70

Franz Xaver Kroetz

Gute Nachrichten aus der Hölle

Darf man einen unterhaltenden, sogar spannenden Film über ein Konzentrationslager machen? Manfred Vosz hat die Tagebuchaufzeichnungen des Dachauer Häftlings Nico Rost filmisch dokumentiert

1. Zwei Häftlinge, jeder schon jahrelang in Dachau im KZ, erfinden am Weihnachtsabend 41 ein Spiel. Sie erfinden es, »damit sie nicht dauernd an daheim denken«. Was wäre, wenn Goethe in Dachau säße, mit ihnen, war wäre wenn Schiller mit ihnen einsäße, was mit Büchner? Goethe hatte es gut, er hätte sogar eine Sondererlaubnis, sich die Haare wachsen zu lassen, er wäre diplomatisch zur SS, aber so, daß die Häftlinge ihm das nicht verübelten; in jedem Fall wäre er ein Prominenten-Häftling und würde auch so behandelt. Bei Schiller wär's schon schlimmer, der würde sich dauernd für seine Mithäftlinge einsetzen, ließe sich von der SS nichts gefallen und seine Prominenz schützte ihn nicht so wie die von Goethe. Büchner wäre nur kurz in Dachau: Es käme ein Sonderbefehl aus Berlin und man würde ihn im Lager aufhängen bis zum Tode.

Ein Häftling sagt in Voszens einfühlsamem Film: »Es ging ja nicht nur um die physische Vernichtung, es ging auch um die geistige Vernichtung. Um einen moralischen Widerstand zu leisten, haben wir uns gedacht, das eigentliche Mittel dazu wären Bücher, Literatur. Aber wie kommt man unter den Bedingungen des Konzentrationslagers an Bücher, die für uns nützlich sind auf diesem Gebiet. Es gab wohl eine kleine Häftlingsbücherei, aber was war da drinnengestanden? Etwa »Mythos des 20. Jahrhunderts« von Rosenberg, oder Hitlers »Mein Kampf« in 30 oder 40 Exemplaren, aber das hat sich keine Sau angeschaut. Wir mußten wieder mal etwas in die Finger kriegen, was den Menschen als denkendes Wesen anspricht. Das hat ja doch zum System der Konzentrationslager gehört, uns praktisch zu Tieren zu machen.«

So begannen sie eine illegale Lagerbibliothek aufzubauen, sie lasen unter anderem: Karl Kraus »Die letzten Tage der Menschheit«, Stücke von Arthur Schnitzler, Romane von Emile Zola. Sie mußten verhindern, daß man sie - der NS-Propaganda angepaßt - zu Tieren machte, die man dann erschlagen, erhängen, erfrieren und ersticken konnte. Nach den Gesichtspunkten der Lust, der »Wissenschaft« und der wirtschaftlichen Nützlichkeit.

2. Vosz erzählt, wie man in einer Extremsituation (die für manche Häftlinge die ganzen 12 Jahre Hitler-Zeit bedeutete) den Nazis gegenüber die Überlegenheit des Geistes beweist (und - zum Überleben - auch sich selbst gegenüber). Er erzählt, wie Literatur, Musik, sogar Bauerntheater, wie wissenschaftliche Bücher und handwerkliches Arbeiten erkannt wurden als Überlebenstraining der Menschen im KZ-

Es ist ein beschwingter Film, manchmal sogar ein lustiger. Da erklingen Walzertakte zu den Bildern der verschneiten Gedenkstätte. Da gehen sympathische ältere Männer über den Appellplatz und erinnern sich lachend. Für mich ist der Humor, der durch diesen Film geht, seine große poetische Klammer. Aber der Film setzt natürlich Kenntnis an deutscher Geschichte voraus, obwohl - oder besser - weil es ein unterhaltsamer Film ist.

3. »und hab ihm ins Gesicht geschaut, was wir Häftlinge in der Regel nicht getan haben. Und da hab ich gesehen, daß der Mann eigentlich im tiefsten Grunde ein zerstörter Mensch war und hab kapiert, daß diese ganzen Schlägereien für ihn nix anderes waren wie eine Art Rausch, in denen er das Bewußtsein verloren hatte. Da hat er sich als Mensch quasi selber vernichtet.« Diese Selbstvernichtung, die ein Häftling im Gesicht eines prügelnden SS-Aufsehers sieht, will er an sich selbst nicht zulassen. Er erzählt von den »Selbstmordepidemien« die im Lager grassierten, von Depression und Selbstaufgabe der Häftlinge *Goethe* in D. Der Film bleibt bei seinem Thema. Er beschreibt nicht den politischen Widerstand, er beschreibt, daß es Menschen gab, die erkannt haben, daß vor dem politischen Widerstand ein Minimum an geistiger Integrität bestehen muß. Wie der Film sich dahinein verbeißt, das darstellt, macht ihn für mich so spannend, so wichtig. Es geht nicht nur um ein Stück Brot mehr, es geht um einen »Egmont«, um ein Streichquartett von Dvorak genauso. Verhungernde können keinen Widerstand leisten, Geistesverhungernde auch nicht.

4. Der Film zeigt Ausnahmehäftlinge und Ausnahmesituationen, denn Konzerte, Theateraufführungen, das Lesen verbotener Bücher, die wissenschaftliche Fortbildung mit hereingeschmuggelter Fachliteratur waren in Dachau natürlich nicht die Regel. Ich glaube trotzdem, daß das kein Manko ist, das man dem Film anlasten kann. Es geht anders herum, damit ein Schuh draus wird: Hätten die Häftlinge in sich und in ihren Werken den »Alltag« des Lagers bewahrt, sie wären noch im Lager gestorben. Die Kunst ist die Ausnahme, sogar in unserem alltäglichen Leben. Die Wichtigkeit dieser Ausnahme für alle zu erkennen, darum ist es doch damals gegangen.

5. Vosz verharmlost nicht. Seine Zeugen berichten von den Druckkammerversuchen, die die SS im Auftrag der Luftwaffe durchführte, von den Unterkühlungsversuchen. Seine Zeugen berichten von der Bestialität verschiedener SS-Leute, die den

Gang der gesellschaftlichen Verbrechen persönlich beschleunigten. In einer langen Sequenz zeigt er Bilder derer, die sich aufgaben**:** sich erhängten oder in den Starkstromzaun schmissen.

Aber Vosz hat keine Angst und keine Demutshaltung. Das tut dem Film gut und macht aus eine Requiem ein spannendes Stück Kino. Vielleicht ist das auch möglich, weil Vosz sich davor hütet, in seinem Film Geschichte »wieder gut zu machen«, weil er keine ideologischen Schiene folgen muß. Mir zeigte der Film eine fröhliche, ermutigende Perspektive, daß der Mensch im Menschen seine Chance hat - sogar in Dachau, daß die Nazi-Barbarei nicht nur in Rußland und in Frankreich besiegt wurde, daß sie auch von Deutschen in Deutschland besiegt wurde.

Dieser Film, in dem Literatur eine große Rolle spielt, gibt mir Mut, mein undankbares Geschäft weiter zu treiben, und er hat mir, der ich so oft an der Autobahnausfahrt Dachau vorbei fahre, eine unbewußte, schlimme Angst genommen: in Dachau hätte das Menschsein geendet, wäre ich dort hingekommen. Wohin ich auch noch kommen werde, ich weiß durch die Zeugen in Voszens Film: die Kraft des Geistes ist unbesiegbar. Es ist möglich, den letzten Kniefall nicht zu tun, der Barbarei mit Selbstaufgabe zu antworten. Ich empfehle den Film als spannendes Stück Zeitgeschichte, ohne Wehleidigkeit und Jammer, ohne Weihrauch.

6. Der Film beschäftigt sich mit Deutschen in Dachau. Er beschäftigt sich nicht mit Juden dort, obwohl seit 1938 auch viele deutsche Juden von Dachau aus in den Tod gingen. Ich glaube, es ist trotzdem legitim. Die Situation der Deutschen in deutschen Konzentrationslagern ist bisher kaum aufgespürt und dargestellt worden. Wohl auch deshalb nicht, weil nur die Erwähnung des Bundespräsidenten, daß auch Kommunisten Verfolgung und Tod in der Nazi-Zeit erlitten haben, bei uns zu einer politischen Sensation gemacht wird, weil über Homosexuelle im Konzentrationslager bis heute geschwiegen wird (werden muß?), weil Sinti und Roma sich erst in der letzten Zeit etwas in den Lichtkegel des schlechten deutschen Staatsgewissens rücken konnten.

Der Film wirft auch die Frage auf. darf es einen spannenden, unterhaltsamen Film über ein deutsches Konzentrationslager geben? Ich habe noch keinen langweiligen gesehen, ich bin zu sehr berührt, betroffen. »Die Gnade der späten Geburt«, wie unser Kanzler zu sagen pflegt, ist mir nicht gegeben (auch wenn ich 1946 geboren wurde). Junge Menschen mögen da anderer Meinung sein. Daß Voszens Film spannend und unterhaltsam ist, sollte man ihm deshalb nicht zum Vorwurf machen.

Nico Rost, Goethe in Dachau, 265 Seiten, gebunden, 14,80 DM, Konkret Literatur Verlag

Konkret 01/86, S. 72

Helke Sander, Dieter Kosslick, Erich Kuby, Rolf Schübel, Thomas Mitscherlich, Dietrich Kuhlbrodt

Guckt noch immer kein Schwein

Inzucht und intellektuelle Korruption in den Selbstverwaltungs-Gremien, Desinteresse um Zuschauer, Dilettantismus und Phantasielosigkeit - das waren die Vorwürfe, die Peter Krieg in KONKRET 12185 gegen die bundesdeutsche Filmförderung erhob. Krieg - selbst Filmemacher und Gremienmitglied - fordert stattdessen ein zentrales, öffentlich-rechtliches Verleih- und Vertriebssystem. Seine Polemik hat Widerspruch besonders bei Filmemachern gefunden:

Helke Sander:

Entweder ist Peter Krieg völlig kenntnislos oder nur polemisch. Er müßte sowohl wissen, daß die Regisseure in den letzten zwanzig Jahren nicht tatenlos zugesehen haben, wie die Kinos »kleiner und verschachtelter« wurden als auch, daß die vielen Neugründungen von Filmverleihen und Kinoinitiativen der Verödung auf dem Lande und in den Städten» gegensteuern sollte und dies auch immer wieder mal besser mal schlechter, gelang. Immer hat es vorhandene, aber mit den herkömmlichen oder vorherrschenden Verleihinteressen nicht zu befriedigende Bedürfnisse von Zuschauern nach Information, Poesie, Experiment, Unterhaltung, Reportage usw. gegeben. Abgesehen davon, daß Kriegs generalisierende Behauptungen über deutsche Filmemacher auf mich wie auch viele andere nicht zutreffen - im Gegensatz zu seinen Unterstellungen werden meine Filme gesehen, ich treibe mit niemandem Inzucht, meine letzten Zuschauer sind nicht die Filmkritiker, auch bin ich nicht besonders harmoniebedürftig - wirken seine Analysen über die Gleichsetzung von Publikumsandrang mit Qualität doch reichlich naiv. Zwar wendet sich nicht jeder Massenerfolg an die primitivsten Masseninstinkte, wie auch nicht jede Massenpartei Unheil bringen muß, und natürlich ist es traurig, wenn ein auf Publikum setzender Film keins findet, aber es muß ja wohl noch möglich und erlaubt sein, neben Werbung auch Romane und Gedichte zu drucken und auch zu verfilmen, wohl wissend, daß die Gedichte vermutlich nur eine geringe Auflage oder wenige Zuschauer finden.

P.K. spricht konsequent von DEM Zuschauer, den er im Auge hat. Schon allein wegen dieses Artikels, der durchaus wörtlich zu verstehen ist, wird sein von ihm geplantes *Zentralkommitee* zur Verordnung von Publikumsfilmen - vor dem uns Hollywood bewahren möge - auch noch die letzten Zuschauerinnen aus dem Kino vertreiben. Auf die Gefahr hin, das bekannte Grinsen auszulösen, möchte ich doch zu bedenken geben, bei der Zerlegung des vielfältigen Problems »Zuschauerrückgang« - bei dem das Fernsehen, die Arbeitslosigkeit, die Videokassetten, die Verkabelung und Verschachtelung und die Preise eine Rolle spielen, - doch bitte die Frauenemanzipation nicht zu vergessen.

Gibt es vielleicht auch einen Zuschauerrückgang, weil die Frauen heute weniger selbstverständlich als Begleitung ihrer Männer in Filme gehen, in denen sie weder in der Unterhaltung und schon gar nicht in der Avantgarde als Subjekte vorkommen. Vielleicht fragen sich die Zuschauerinnen, was alles *nicht* verfilmt wird? Vielleicht sind es die Zuschauerinnen einfach leid, als Geschlecht als »kranke Kaiserin« in der *Unendlichen Geschichte* vorzukommen. Vielleicht steht es ihnen bis oben, schon die Neandertalerin im Film *Am Anfang war das Feuer* als verkappte Hausfrau zu entdecken? Vielleicht ödet es DIE Zuschauerin ja auch einfach an, im Dokumentarfilm vornehmlich als besonders betroffene Leidende aufzutauchen, nicht aber als Subjekt, das selbstverständlich ALLE Fragen der Welt behandelt und nicht nur solche ihnen als »Frauenthema« zugewiesene? Lina Wertmüller wehrt sich zurecht, als »Frauenfilmerin« subsumiert zu werden, obwohl sie ihre in Deutschland verspätete Berühmtheit wesentlich der Tatsache verdankt, daß sich Frauen über die Jahre hin für ihre Filme eingesetzt haben, die nun endlich einen Verleih und Erfolg haben.

Eher als ein Zentralkomitee wäre dem deutschen Film zur Belebung zu empfehlen: Geschlechterparität in den Gremien als eine Voraussetzung. Vielleicht würden dann bei der bekanntlich größeren Neigung der Frauen zu Anarchie und Durcheinander, wovon auch die konventionellsten nicht ganz frei sind glücklicherweise, solche heißen Kinothemen wie über den Flick-Skandal, über Kießling-Wörner oder den Grabscher von Bonn, über unseren Mann im Weltraum usw. auch unterstützt. Nur sind es wohl keinesfalls die selbstverwalteten Gremien, an denen solche Themen heute scheitern.

Dieter Kosslick:

Endlich sagt mal einer, wie es ist. Und dazu noch ein »In«Sider. Peter Krieg sitzt im Produktionsgremium des Hamburger Filmbüros und im Vertriebsgremium von Nordrhein-Westfalen. In Hamburg hat Peter Krieg gefördert. Einen Film von Straub/Huillot, einen von H.C. Blumenberg und Reinhard Hauffs Stammheim-Film »Der Prozeß«.

In Nordrhein-Westfalen lehnte er zusammen mit zwei Gremiumsmitgliedern alle eingerichteten Projekte zur Vertriebsförderung ab, weil sie nicht für gut befunden wurden.

Legitime Entscheidungen eines unabhängigen Gremiums. Die anschließende öffentliche Pauschalverurteilung aller geförderten Filme zeigt jedoch Spuren selbstgerechter Generalisierung.

Zu den Vorwürfen:

1. In Hamburg hat ein Gremium bereits 1984 bei einer Sitzung kein Projekt gefördert. In beiden Filmbüros gab es heftige Auseinandersetzungen. Die Entscheidungen wurden jedoch akzeptiert. Solche Vorgänge sind wichtig, weil sie notwendige Diskussionen auslösen. Seit 1980 haben in Hamburg 80 jährlich wechselnde Gremiumsmitglieder aus 1814 Projekten 211 zur Förderung ausgewählt.

Daß »Filmemacher Kollegen zu beurteilen haben, auf deren Wohlwollen sie bei künftiger Förderung angewiesen sind«, das hat bereits die Hamburger CDU versucht und selbst die dreimonatige Prüfung des Rechnungshofes konnte dies nicht feststellen.

2. Peter Krieg müßte eigentlich wissen, daß es in Hamburg unmöglich ist, daß »Filmkritiker über Gelder für Filme entscheiden, die sie später zu kritisieren haben«. Filmkritiker dürfen - gerade wegen einer eventuellen Befangenheit - nicht in unsere Gremien.

3. 50 Prozent unserer Gremienmitglieder sind keine Filmemacher/innen, sondern sogenannte Laien, und überwiegend kommen sie nicht aus Hamburg. Wie auch viele Filmemacher/innen in den Gremien nicht aus Hamburg sind. Erich Kuby (Venedig), Sarah Schumann (Berlin) und Klaus Pohl (Köln), das »Laien«-Gremium, das in diesem Jahr die Produktionsgelder vergab, sahen sich und das Filmbüro zum erstenmal als sie zur Gremiumssitzung zusammenkamen.

4. Und dann noch die alte Platte mit der »mittelbaren Staatsverwaltung«. Gerade die »Filmbüros« haben bewiesen, daß sie unabhängig arbeiten und entscheiden können: »Der Wanderkrebs« von Herbert Achternbusch und »Verführung - Die grausame Frau« von EIfi Mikesch und Monika Treut wurden gefördert. Bei uns gibt es keine Ministervetos, keine Zensur und kein Politik- und Filmwirtschaftsklüngel. Die Filmbüros sind ja gerade entstanden, um aus diesen Abhängigkeiten herauszukommen.

5. Und nun zum neuesten Geistesblitz: Jetzt sollen kleine Kinos gefördert werden, ein Markt muß geschaffen werden, kein Geld mehr für die Produktion, dafür lassen wir 1000 Kinos blühen. Wenn man von »Marx« nichts mehr versteht, soll man vom »Markt« die Finger lassen. Es gibt gar keinen bundesdeutschen Kinomarkt. Wie wir wissen, sind 80 bis 90 Prozent des »Marktes« in amerikanischen Händen. Die Filmkonzerne wenden allein für die Werbung und Promotion eines ihrer Filme soviel Geld auf, wie wir im Jahr insgesamt für die Förderung zur Verfügung haben. Filme sollen also ohne Förderung entstehen, um in neuen kleinen Kinos (die natürlich subventioniert sind) gezeigt zu werden. Nur werden dabei die Relationen vergessen: In der Bundesrepublik stehen insgesamt 80 Millionen Mark Filmförderungsmittel zur Verfügung. Das ist nicht ganz soviel, wie Hamburgs Staatstheater jährlich alleine bekommen. »Arbeitslose Filmfreaks« sollen mit Hilfe eines »öffentlich-rechtlichen Verleihs etc.« Filme aufkaufen und vertreiben. Welche denn? Und wer wählt die Filme aus? »Unabhängige Gremien«. Aha.

Erich Kuby:

Was Peter Krieg über seine Erfahrungen als Jury-Mitglied schreibt, entspricht meinen eigenen Erfahrungen. Wie Krieg dennoch glauben kann, durch organisatorische Veränderungen im Nicht-System der westdeutschen Filmförderung bessere Resultate auf der Leinwand zu erzielen, ist mir allerdings schlicht unbegreiflich.

Ich habe insgesamt mehr als sechzig Drehbücher lesen müssen und nur juristische Rücksichten konnten mich davon abhalten, daraus zu zitieren und zu veröffentlichen, womit ich einen Heiterkeitserfolg eingeheimst hätte, der von Otto nicht zu übertreffen gewesen wäre. Der Menschheit ganzer Jammer kam mir - und eben auch Krieg - aus diesen Filmentwürfen entgegen, wobei ich allerdings anders als er den Eindruck gewonnen hatte, daß die dokumentarischen Entwürfe in aller Regel weit besser waren als solche mit Spielhandlungen.

Das zu 95 Prozent erbärmliche Material, mit dem es die Geldverteiler zu tun bekommen, leidet vor allem am Mangel einer ernst zu nehmenden Thematik. Es kommt allerdings hinzu, daß diese bedauernswerten Filmaspiranten ihr Handwerk nicht beherrschen - unter den mehr als sechzig Drehbüchern waren nicht fünf, deren Autoren Dialoge schreiben konnten. Die primäre Funktion des Dialogs besteht darin, die Individualität der betr. Figur plastisch zu machen, wohingegen diese, ich wiederhole: bedauernswerten Amateure den Dialog ausschließlich zum Austausch von Informationen verwendeten, die irgendwie die sogenannte »Handlung« weitertreiben sollten. Mit einem Wort: wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren. Findet man in 50 kg Teig eine Rosine, was für ein Glücksfall!

Es wäre einfach fürchterlich - ist freilich nicht zu befürchten - wenn die Krieg'sche zentralistische Idee verwirklicht würde. Während jetzt die förderative Konstruktion wenigstens politisch ein bißchen auf die Auswahl der Gremien durchschlägt, gäbe es dann ein politisches Eintopfgericht schlimmster Art. Wenn ich recht verstanden habe, soll dieses Film-Propagandaministerium für Dorfkinos fertige Filme ankaufen. Wer bezahlt dann die Herstellung dieser Filme? Und wie formieren sich »unabhängige Gremien«, die diese Filme aus einer offenbar unabsehbaren Menge neuer westdeutscher

Filme ankaufen sollen? Werden da Marsmenschen eingeflogen? In unserem Dreiergremium saß übrigens keiner, der »außengesteuert« gewesen wäre. Daß das Hamburger System Mängel hat, ist erkannt, an ihrer Behebung wird gebastelt.

Ein letztes: Die Beherrschung des BRD-Filmmarktes durch die Amerikaner (zu mehr als 80 Prozent) schafft nur unter anderem auch geistig-politisch-ästhetische Probleme, vor allem aber ökonomische. Was das Publikum sehen will, sind Filme, die um 30 Millionen und mehr kosten. Dafür gibt es zwei westdeutsche Beispiele, den Erinnerungsfilin »Das Boot« und den Kitsch der »Unendlichen Geschichte«; ich nehme an, mich über die Finanzierungsengpässe, die dabei entstanden, nicht auslassen zu müssen. Der großartige Achternbusch macht es hingegen billig, und wahrscheinlich hätte er auch im »Krieg-System« gute Chancen. Nur leider; auch er macht schlechte Filme, weil er blind seinem Genie vertraut und nicht wirklich arbeitet.

Ein Fazit: es gibt keine westdeutsche Kultur. Die könnte nur interessant sein, wenn sie oppositionell, also »links« wäre - wie sollte es da eine westdeutsche Filmkultur geben?

Rolf Schübel:

Daß nicht nur Hollywood und deutsches Fernsehen Schuld sind am mangelnden Zuschauer-Interesse an vielen deutschen Kinofilmen, sehe ich genauso. Daß »das gute Gewissen, auf der richtigen Seite zu stehen«, nicht »jede künstlerische Bemühung« ersetzen darf - gebongt!

Daß es sich bei Film um ein »Kommunikationsmedium« handelt, durch das etwas mitgeteilt werden soll, ist auch meine Meinung. Deshalb, finde ich, dürfen Filme, die aus Steuergeldern (mit)finanziert werden, nicht nur den jeweiligen Filmemacher und seine 21 besten Freunde interessieren (wie mir mal einer stolz gesagt hat) - vor allem wenn im Sozialbereich Gelder gestrichen werden. Filmische Nabelschau für viele Tausend Mark soll der Nabelträger dann schon selber finanzieren, oder sich einem preisgünstigeren Medium zuwenden.

Ungenau in der Beschreibung, und deshalb manchmal falsch in &r Analyse, wird Peter Krieg, wenn er sich den regionalen Filmbüros zuwendet. Das Hamburger habe ich mitgegründet, hier kenne ich die Fakten.

Es waren hier eben nicht die »profilbefürftigen SPD-Politiker«, die die Selbstverwaltung unterstützt haben, sondern gerade die anderen. (Die Profilsüchtigen haben den »Standort Hamburg« erfunden, und da geht es mitnichten um Selbstverwaltung!)

Was mir besonders mißfällt an dem Artikel von Peter Krieg: Es geht um manches Grundsätzliche:

1. Daß er die selbstverwalteten Filmförderungen attackiert und nicht all die anderen, mit dem Staat und den »Zimmermännern« doch viel enger verbundenen Modelle (wie alle Sorten von Wirtschaftsförderungen).

2. Daß er die »Zimmermänner« »von schwarz über rot bis grün« über einen Kamm schert, wenn auch nur in einem Punkt.

3. Daß er die CDU-Phrase übernimmt: »Nach Jahren der Förderung krankt der junge deutsche Film weniger an Geldmangel als an akuter Inzucht.« Genau das klingeln sie immer aus, wenn sie uns wieder mal den Hahn abdrehen wollen.

4. Daß er auf »Eigeninitiative« und »Marktkräfte« setzt, stößt bei mir, genauso wie bei unseren »Staatsfilmern« auf allerhand »ideologische Vorbehalte«, da höre ich den Lambsdorff trapsen!

Solche Thesen werden - sicherlich entgegen Peter Kriegs Absichten - mit Freuden aufgenommen von denen, die die wenigen Nester der Selbstverwaltung schon lange ausräuchern wollen.

5. Sein eigenes Modell »für ein völlig neues Filmförderungssystem« finde ich sehr diffus: was ist dabei wie »öffentlich-rechtlich«?; wer *produziert* mit welchen Geldern? Nur reiche Personen und reiche companies?; weshalb sind diese, seine Gremien unabhängig - im Gegensatz zu denen der Filmbüros? Durch die geforderte Zentralisierung ergäbe sich außerdem eine Machtzusammenführung ohnegleichen. Wer einen solchen Laden dominiert, hat alles im Sack und gut lachen. Da wiederum habe ich dann an Lothar Späth denken müssen.

Filmförderung soll nicht einseitig bei der Produktion, aber auch nicht einseitig bei Verleih und Vertrieb ansetzen. Beides muß Hand in Hand gehen. Verbesserungen - auf Grund von Erfahrungen - sind wünschenswert. Auch bei den Selbstverwaltungen! Aber gerade die gilt es grundsätzlich und mit viel Einsatz zu verteidigen. Sie sind das Beste, was wir in vielen Jahren Kulturpolitik erreicht haben.

Thomas Mitscherlich:

Auch in Deine Filme, Peter Krieg, gehen immer weniger Menschen, Du sagst dazu kein Wort, sondern erhebst Anschuldigungen gegen andere, die für die Idee der Selbstverwaltung eintreten, an und mit ihr arbeiten. Der Vorwurf gegen die Selbstverwaltung, sobald sie staatliche Mittel bekomme, sei sie »mittelbare Staatsverwaltung«, ist alt, fast so alt wie die

Universitäten oder wie städtische Theater. Wir wissen's, die Alternative ist der autoritäre Staat. Infam dagegen ist der Vorwurf, die Selbstverwaltung sei nichts anderes als ein Selbstbedienungsladen. Das müßtest Du beweisen - doch das tust Du nicht. Du verleugnest selbst das, für was Du einmal eingetreten bist.

Als das Filmbüro in Hamburg enstand, hast Du mit anderen ein solches in Baden-Württemberg gegründet, aber gerade wegen der wesentlich autoritäreren Strukturen dort keine Mittel bekommen. Jetzt soll, wie man hört, aufgrund Deiner Initiative, das Filmhaus Freiburg gegründet werden, mit staatlicher Unterstützung; willst Du Dich dort »selbst bedienen«? - oder warum führt Ihr nicht mit allen Filmemachern eine Debatte darüber, was dort geschehen soll wie wir das hier in Hamburg tun? Hamburg ist der einzige Ort, wo eine staatliche Wirtschafts-Filmförderung *und* eine in Selbstverwaltung existieren, die beide miteinander konkurrieren. Staatliche Stellen, die gerne die Selbstverwaltung reduzieren oder auflösen würden, mußten eingestehen, daß diese Selbstverwaltung sehr effizient ist, gerade im Vergleich zur Wirtschaftsförderung. Auf welcher Seite willst Du in dieser Auseinandersetzung stehen? Zur Erinnerung: Selbst der großdeutsche Film, dem die Nazis nach der Okkupation ganz Europas ja wohl einen riesigen Markt »eröffnet« hatten, konnte davon nicht leben. In der westlichen Welt gibt es nur ein Land, in dem der Binnenmarkt die Produktionskosten deckt - die USA; wir sind deshalb auch beim Augenpulver Film eine Kolonie dieser Nation.

Dietrich Kuhlbrodt:

Peter Kriegs Rundumschlag macht Spaß, weil er endlich eine Tat ist, und die kann nicht verrückt genug sein. Jeder Anlaß ist gut, warum nicht dieser, um sich fragen, was beispielsweise mit unserm Dokumentarfilm los ist. Am besten fangen wir mit der Krieg-Äktschen selbst an. Denn diese führt uns exemplarisch die Funktionsstörungen vor, an denen auch Dokumentarfilme leiden.

Wer mag denn noch den Emotionen trauen, die Krieg im lokalen Vertriebsgremium befielen, und dem Bild, das er vom deutschen Gremienwesen entwirft, wenn all das nicht für sich steht, sondern - im zweiten Teil des Pamphlets - nur Beleg- und Beweisstück für ein politisches Manifest der alten Art ist? Wir protestieren gegen.... wir fordern, daß... . Und dann passiert, was stets passierte. Man kriegt das Dokumentierte (die Wirklichkeit) aus dem Sinn und spekuliert und diskutiert stattdessen über die neue Losung (die Theorie), stimmt ab, dafür, dagegen; das war's; nächster Film; aber neue Erfahrungen hat man nicht gemacht.

Wenn Krieg genau hingesehen hatte - aber dann wäre das kein Beweisstück geworden**-, wäre er** auf genug Ansätze gestoßen, die den Dokumentarfilm für die Gegenwart nutzbar machen und dabei durchaus auch das Medium (Getto?) Film verlassen, das Kino inklusive; und mit Video und Aktionsformen arbeiten, deren Grenzen zwischen Theater und politischer Tat fließend ist. Was von diesen Arbeiten kürzlich auf der Werkschau der Hamburger Medienzentren und -gruppen zu sehen war oder auf der letzten Duisburger Filmwoche, war vielleicht chaotisch, aber eben deswegen ein Muster für den, der das Chaotische der Gegenwart braucht, um zu (über)leben, - um sich geheime Dschungelpfade anzulegen und womöglich, hat er Fantasie, Kreativität und Glück, zu den Schalt- und Kommandozentralen der Macht vorzudringen - und wieder zu verschwinden. Je mehr Zentren es gibt, je mehr Grauzonen, Niemandsland, fließende Grenzen und Ungenauigkeiten überhaupt, desto besser. Je mehr Gremien, Förderungsregionen, desto mehr Einflußmöglichkeiten. Krieg wird mit dem Konzept der Branchensanierung und der Förderungsdisziplin dagegen nur das Terrain für eine Bundeszentrale freimachen, in der sicherlich nicht das erwünschte Zentralkomitee walten wird.

Wie die Umnutzung eines Einzelobjekts aussehen könnte, führten die Hamburger Medienzentren und -gruppen vor, indem sie die Werkschau in der leerstehenden Seifensiederei der Drallefabrik durchführten. Die Gruppe »Video ex« zeigte dort Rauminstallationen mit verschiedenen Monitoren, Akteuren und Stimmen. Ein hardware-Arbeiter klebte mittels Tesakrepp sachgerecht den Bildschirm zu und sorgte grade dadurch für Offenheit - und Mehrdeutigkeiten. Auch Bildwechsel, das Kultur- und Medienzentrum für Frauen, sprach sich gegen Zentrierung und Signifikanz aus. Das Konzept (Münzenberg-)Negt-Kluge der siebziger Jahre, Film (und Video) als mediales Hilfsmittel zur Durchsetzung gesellschaftlicher Gegenmacht zu gebrauchen, wurde für erledigt erklärt (»Frontberichterstattung«). Es ging jetzt um eigene Erfahrungen (»Familienausflug '33« von Andrea van der Straeten) und um tägliche Experimente (»Fünf einfache Phänomene« von Birgit Durbahn). »Der Verzicht auf Experimente macht zwar alles klar, - aber auch absehbar. Es gäbe nichts Neues« (Durbahn). Auch Die Thede, bekannt durch Hausbesetzervideos Anfang der achtziger Jahre, die schnelle Gegenöffentlichkeit herstellten und »zu diesem Zeitpunkt richtig waren« (Christian Bau), hat jetzt den Anspruch, Zusammenhänge sinnlich darzustellen und statt »Oberflächenphänomene« eigene und fremde Erfahrungen zu registrieren, nämlich hinzuhören und hinzusehen (»Aus Lust am Schauen«).

Auf der Duisburger Filmwoche zeigte die Wendländische Filmcooperative den hintergründig-komischen Zweistundenfilm »Zwischenzeit«, der einerseits die Folklore der Demonstrationsrituale verarschte und andererseits mit der Kunstfigur des Akzeptanzforscher ins reale Geschehen eingriff. Roswitha Ziegler, mit dem Mikrofon im Feindeslager, inszenierte ihrerseits die Realität, deren Bilder der Film wiedergibt. »Zwischenzeit« macht Mut zum Einüben des Fake und des Sich-nicht-fassen-lassens. Nix mehr von Film als Anschauungsmaterial für Theoretiker. Nix für die Betroffenen-Gemeinde. Knut

Hoffmeister installierte mit dem Film »Der Goldene Oktober« einen der beiden wahren Heinos als Bundeskanzler und gab in der anschließenden Diskussion über das Schein-Dokument bereitwillig Auskunft, auf welchen Dschungelpfaden er, den Fernsehauftrag im Visier, in die Schaltzentrale des Kleinen Fernsehspiels gelangt war. Die Filme, die übers bloße Dokumentieren von Oberflächen längst hinaus sind und schließlich zum Dokument ihrer selbst werden, sind längst da. Peter Krieg, der »Hofberichterstattung« und »Fernsehfeatures« beklagt, braucht nicht die Vollendung seiner Neuen Organisation abzuwarten, um ihre Existenz wahrzunehmen. Freilich muß man übers Kino hinausgucken, um zu bemerken, daß man die Leute nicht ins Kino kommandieren, sondern innerhalb ihrer real existierenden Kommunikationsstrukturen aufsuchen muß. Filmemacher wie Peter Sempel müßten den Mut und die Energie behalten, ihren Film überall zu zeigen. Sempel fuhr beispielsweise im Oktober und November wie eine Mini-Musikgruppe durch die Lande und führte seinen anderthalbstündigen Experimentalpsychomusikfilm »Der wilde Rabe« 38 mal vor: in Kinos, Kulturzentren, Cafes, Kneipen, Discos. (Übrigens - wie »Zwischenzeit« - ein in Hamburg geförderter Film.) Eine fünfzigjährige Hausfrau, die den Film in Solingen im Cafe Metropol gesehen hatte, schrieb mir, daß etwas von der Kraft und dem Mut, mit dem Sempel den Film gemacht habe, auf sie übergegangen sei, ich möchte das gelegentlich veröffentlichen (was ich hiermit tue). Und sie schrieb, daß sich etwas in ihrem Leben verändert habe, weil der Regisseur in ihr Cafe gekommen sei.

Bittschön, Peter Krieg, ich will nicht behaupten, alle Filme müßten und könnten vor der Solinger Hausfrau im Cafe Metropol gezeigt werden. Aber, so schlimm dogmatisch auch alles sein mag, der erste Schritt müßte doch sein, sich auf das einzulassen, was an Lebendigem, Kreativem, Fantasievollen vorhanden ist. Organisier das bloß nicht weg.

Konkret 01/86, S. 78

Michael Kunitzsch

Was uns nicht umbringt, das macht uns kalt

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein unzivilisiertes Land. Seine Kultur nähert sich der von Ogden/Utah. Wie in der US-amerikanischen Mennoniten-Gemeinde die biblische Schöpfungsgeschichte Darwins Evolutionstheorie per Gerichtsbeschluß aus den Schulbüchern verdrängte, so kommt das hiesige Geistesleben auf den Urschleim von heutzutage. Nur braucht hier niemand nachzuhelfen. Der Kulturbetrieb ist so frei, seine Idiotisierung selbst voranzutreiben. Die Lage ist vergleichbar der eines Piloten, der zu dem Entschluß kommt, er könne sich ebensogut durch kräftiges Armrudern in die Luft heben.

Es ist die Kapitulation vor dem besseren Wissen, das Verlangen nach aktivem Vergessen, das der gequälten Öko-Seele für kurze Zeit Ruhe verschafft und sie von der Pflicht befreit, in irgendeine Beziehung zur Realität zu treten. Und die ist bedrohlich genug. Von der chimärenzüchtenden Gen-Technologie, über die schleichende Schwermetallvergiftung bis hin zur globalen atomaren Versaftung hält »die Moderne« alle Katastrophen parat.

Bloß weg! heißt da die Parole, und besonders flink sind mal wieder die schnittigen Künste, die sich als postmodern ausgeben und damit signalisieren, das sie mit all dem modernen Schlamassel nichts zu schaffen haben. Für die hinterhertrottende »Ssien« bleiben die kleinen Fluchten in den äußeren und den inneren Exotismus. Die Ethnologie, jene von Magiern, Gurus und Schamanen bevölkerte Aussteigerwissenschaft soll die Verbindlichkeiten ultimativ wiederherstellen, die das in Verruf gekommene »rationalistische Denken« nachhaltig erschüttert haben.

Einig sind sich die beiden Fraktionen darin, daß »die festgefügten Denksysteme«, die »ewigen Wahrheiten« und die »universellen Subjekte« sich selbst diskreditiert haben. Da nur die selbstgesetzten Regeln Respektierung verdienen und das Kulturterrain in toto verfügbar scheint, lassen sich Stile, Konfessionen und Mythen beliebig plündern. Zugleich setzt diese alles vermengende Philosophie, die die Trennung von Denken und Fühlen und die Aussöhnung von Widersprüchen (etwa zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft) herbeiführen will, auch jede historische Gewißheit außer Kraft.

Wie weit die Liquidierung der Geschichte inzwischen fortgeschritten ist, zeigt das Drama Fassbinder in diesem Herbst, wo ein bloß durch die Gnade der späten Geburt zu gebremster Bewunderungsleistung aufgelaufener Hitlerbiograph es fertigbrachte, das liberale Feuilleton der Republik wochenlang mit der Frage zu beschäftigen, ob denn der Antisemitismus nicht eigentlich in der Linken beheimatet sei. Die aber nahm die Denunziation wie eine Offenbarung und bezichtigte sich fortan selbst. Inszeniert war die Anschmiere auf der Ebene eines platten Naturalismus, der Theaterfiguren gerade noch beim Wort nehmen kann und dies sodann als die Position des Autors hinausposaunt.

Kein Grund, nicht wenige läge darauf einen Dichter - vorbei die Zeit als einer noch schlicht 'Schriftsteller' war - als »Sohn Homers« für »Reinheit und Gewicht seiner poetischen Sprache« auf den Schild zu heben: einen beinharten, rechthaberischen Antisemiten, der die Wurzel allen Übels in Zins und Wucher, eben jenen, dem »reichen Juden« zugeschriebenen Geschäften, ausgemacht hatte. Dies, sein »lebenslanges Affiziertsein vom Problem des Geldes« wie es in der vornehm betulichen Sprache der »FAZ« hieß, hinderte auch die alternative »taz« nicht daran, seinen 100. Geburtstag kräftig mitzufeiern.

Ezra Pound - um den es hier geht - war Faschist. Die Fakten sind unstreitig. Während des zweiten Weltkrieges hielt er aus Sympathie für Mussolini im römischen Rundfunk antijüdische und antiamerikanische Hetzreden, deretwegen ihn die Amerikaner nach Kriegsende gefangennahmen und wegen Landesverrats vor Gericht stellen wollten. Allein die Verleihung des Bollingen-Preises - eine der höchsten literarischen Auszeichnungen der USA - verhinderte das Zustandekommen des Prozesses. Dafür wurde Pound dreizehn Jahre lang in ein psychiatrisches Krankenhaus gesperrt - ein unglaublicher Racheakt, für eine unpatriotische Haltung (und nur die wurde ihm angelastet), während die CIA zum gleichen Zeitpunkt daranging, alte Nazis wie Barbie aus Europa auszuschleusen.

Pound wird heute, und das macht ihn für die Postmoderne interessant, als »Zieh- und Wehvater einer ganzen künstlerischen Generation«, als »poetischer Gesetzgeber« angesehen. Und in der Tat ist das ganze postmoderne Alphabet bei Pound zu haben - insbesondere in seinen »Cantos«, ein einzigartiges Manifest des Eklektizismus, der schon alle Zweifel an seinem Vokabular kennt und das listenreiche Spiel mit der erzählerischen Verstellung lange beherrscht: »Ich bin niemand, mein Name ist Niemand«. Fragt die »FAZ« treuherzig: »Meint das die schöpferische Potentialität des Ichs oder seine Leere? Seine Unbelangbarkeit oder seine Nichtverantwortlichkeit?«

Pounds elitärer Anspruch (»Kunst für die Intelligenten«), seine absichtsvoll hermetischen, verschlüsselten Verse, sein Symbolismus und Mystizismus, sein hybrider Anspruch, gleich eine Bestandsaufnahme der Weltkulturen zu leisten: der Geist des Odysseus und der Dantes, Ithaka und das Paradies; sein »Stimmengewirr der Kulturgeschichte«, ein Steinbruch aus allen europäischen Sprachen, dazu afrikanische und chinesische Dialekte.

»Die Zeit ist natürlich relativ«, klärt uns die »taz« auf und »Geschichte ist das, was sie uns bedeutet« - mal Nähkästehen, mal Klammeraffe. Willkommen die Gelegenheit, die »Auseinandersetzung mit dem Irrationalen - das liegt im Wesen der Moderne« nun endlich voranzutreiben. Der Irrationalismus als Weg zum Selbst (bin ich auch ehrlich zu mir?) und ein ams der Geschichte herauseskamotierter, ins Private verschobener Begriff von Faschismus. Nennt Herausgeberin Eva Hesse den US-Umgang mit Pound »faschistisch bis faschistoid«, kommt dem Patchwork-Poeten Helmut Salzinger apropos Pound gleich ein heroisches »Wider das Verbot, faschistisch zu denken« in den Sinn: »Was den demokratischen Faschismus der parlamentarischen Demokratie mit dem diktatorischen Faschismus verbindet, sind dieDenkverbote, die er an solchen Stellen erläßt, wo er die alten Tabus gebrochen sieht, nicht ahnend, daß sie genauso funktionieren.«

Als wäre diese Art Enttabuisierung nicht längst affirmativ. Als hätte die »FAZ« ihre Reimschwester »taz« nicht versöhnlich in die Arme geschlossen: Für die spätentschlossenen weihnachtlichen Bücherkäufer empfiehlt »FAZ«-Redakteur Uwe Wittstock den »Querdenkern« ein »taz»-Abo.

Konkret 01/86, S. 80

Notizen

GR8 NRG - oder: Wer erinnert sich noch an Barbü?

Werner Lüdis Doppelalbum »Lunatico« (hat Art 2018, Vertrieb über plane): Auf der Plattenhülle ein Kopf in der runden Scheibe des Mondes, kein Quadratschädel, aber ein Kopf mit Kanten und Ecken, mit scharfem Profil. Und unten ein Paar Füße, gehend. Einer unterwegs. So ist die Musik auf diesen vier Plattenseiten.

Wer aber ist Werner Lüdi? In der Nahe von Chur, im bündnerischen Malans, wo er lebt, trifft man ihn im Sommer zuweilen, mit aufgekrempelten Hosen auf einem Felsbrocken im Rhein stehend, mit seinem Altsaxophon gegen das Rauschen des Flusses anspielend. Spaziergänger würden schon mal etwas verstört dreinschauen, meint er, aber sonst gehe es ihm gut; wenn er mit dem Fluß spiele, sei er mit seinen Tönen nicht so ganz allein, und zugleich zwinge ihn das laute Rauschen, sich voll auszuspielen, mit der Kraft bis an die Grenze zu gehen.

Jazzmus er wollte der gebürtige Bündner, Jahrgang 1936, schon als Jugendlicher werden, aber da waren ihm irgendwie die Berge vor. Und so packte er eines Tages sein Horn ein und zog nach Hamburg. Dort lebte er das Leben eines Jazzmusikers: er ackerte im Hafen, hat Fische filettiert, Coca-Cola abgefüllt, Zeitungen verpackt, und wenn er am Abend noch genug drauf hatte, dann spielte er in allen möglichen Kellern mit allen möglichen Musikern, bis diese fluchtartig das Podium verließen oder den wenigen Zuhörern das Bier in der Kehle stecken blieb. Meist blieb es dann bei diesem einen Auftritt. »Von den wenigen Leuten, die sich noch an Barbü (Werner Lüdi) erinnern, ist keiner ganz sicher, ob dieser sich damals bewußt und absichtlich über die starren harmonisch-metrischen Gerüste des Hardbop hinwegsetzte oder ob er einfach nicht in der Lage war, 'Changes' zu spielen«, schrieb später der Jazzwissenschaftler Ekkehard Jost. Heute weiß Lüdi, daß er nicht anders konnte, damals. Immerhin, eine Weile war er Mitglied der ersten Gunter-Hampel-Gruppe, auch Peter Brötzmann erinnert sich noch mit Furcht und Schrecken an den schwarzbärtigen Schweizer. 1967 hatte er genug vom Fischeputzen; er kehrte in die Schweiz zurück, hängte sein Altsaxophon an den Na el und wurde, um einiges erfolgreicher, Werbetexter.

Er ist es auch heute noch, aber vom Jazzmusiker Lüdi hatte man wohl nie mehr etwas gehört, wenn nicht Niklaus Troxler, der Veranstalter des Jazz-Festivals Willisau, auch er Werbemann im Hauptberuf, den Jost-Aufsatz gelesen hatte, und wie das unter Kollegen so geht: 1981 spielte Lüdi mit einer adhoc zusammengestellten Gruppe am Jazz-Festival in Willisau. Seither steht er im Rhein und übt. »Lunatico« ist, wenn man eine etwas mißglückte Ausnahme übersieht, seine erste Platte.

Ein scharfer Säusler, man kann es sich denken, war er also nie, und ein Süßholzraspler, ein Trendsurfer ist er auch heute noch nicht. Sein musikalisches Prinzip heißt »Leben«, nicht Artistik. Und wie er lebt, aus dem Vollen heraus und nie so ganz genau auf dem Pfad der Tugend, so spielt er auch: emotional, wild, körperlich, manchmal miserabel, manchmal, immer häufiger, wie ein ganz Großer. Immer ehrlich, immer exponiert, immer mit heißem Atem, fast immer mit der Unruhe dessen, der ganz dringlich etwas zu sagen hat. Mit gerade soviel (eingeübter) handwerklicher Technik, wie er im Moment gerade braucht, um sich so auszudrücken, wie er muß , keine lackierten, geschniegelten Töne, sondern schartige, rauhe Klänge.

Bei soviel wildem Leben, soviel Spontaneität und auch Chaos ist Lüdi auf klar strukturierende, kühl reflektierende Mitmusiker angewiesen. Die Freejazzer der 60er Jahre waren ebenso chaotisch wie er, deshalb kam es meist nicht gut heraus. Seit einiger Zeit aber hat er die richtigen Leute um sich, keine Eisberge, aber Musiker, die sich auch nicht von seinen Eskapaden überrollen lassen, sondern ihn machen lassen und dann mit strengem Formbewußtsein wieder auf den Bojen zurückholen. Der Saxophonist und Bassklarinettist Hans Koch, früher ein begehrter klassischer Klarinettist, heute einer der brillanten Techniker der Schweizer Jazzszene und (auf einem Stück als Gastsolist)-Urs Blöchlinger sind ideale »Gegenspieler«: offen, flexibel, selbstsicher, Musiker die sich anpassen, ohne sich zu unterwerfen. Beide mit eigenem Herzschlag und Wärmestrom, mit Übersicht, Reife und souverän. Vor allem Hans Koch zeigt sich als lebendiger Improvisator mit einem großen Spektrum an differenzierten Klängen, der seine eigenen Phantasien und - ganz uneitel - sein technisches Können einbringt.

Und mit Martin Schütz (Cello/Bass) und Timo Fleig (Schlagzeug/Perkussion) hat Lüdi eine Rhythmusgruppe beisammen, die sich nicht vorzudrängen braucht, um da zu sein. Ohne die beiden, ohne ihr eigenwilliges, prägnantes Strukturgerüst läuft in dieser Gruppe nichts. Selten hört man eine Rhythmusgruppe, die ihre Akzente und Klänge so bewußt, so mit Bedacht setzt, die e nen so klischeefreien, individuellen Sound produziert. Werner Lüdi, man darf es sagen, ohne daß ihn das herabsetzt, hat Glück, mit einer solchen Gruppe zu spielen. Ansonsten halte ich mich gefälligst an Lüdi selbst, der auf dem Plattencover schreibt: »Ansonsten denke ich wie jener berühmte Mann (war es -Beckmann oder Liebermann?), der sagte, über Musik zu reden käme dem Bemühen gleich, ein mehrgänges Schlemmermahl zu beschreiben. Eines wünsche ich mir: Hörer, die sich Zeit nehmen, unserer Musik möglichst laut - und in einem etwas 'erhöhten' Zustand zuzuhören.«

PS. GR8 NRG heißt ein Stück dieses Albums. Lüdi ist als Werbetexter auch ein verschrobener Sprachspinner. Und englisch kann er auch. Alles klar?

Sensationsblatt des Gewöhnlichen

Walter Keller, Zürcher, gut dreißig, steht morgens um 6.30 Uhr auf und trinkt abends, bevor er dann ins Bett fällt, noch gern ein Bier im »Kontiki« oder im »Sonderbar«. Zwischen diesen beiden Ereignissen arbeitet er seit nunmehr acht Jahren als Herausgeber und Verleger der Zeitschrift »Der Alltag«, die sich im Untertitel »Sensationsblatt des Gewöhnlichen« nennt und recht häufig auch halt, was Titel und Untertitel versprechen. Die Zeitschrift, zwischen 130 und 160 Seiten stark, sechs Nummern im Jahr, Auflage um 3.500 Exemplare, bietet zumeist Schwerpunktthemen, die dann aus den unterschiedlichsten Ecken, Kanten, Haken und Ösen eingekreist werden, ohne daß die letzte und einzige und verbindliche Antwort gesucht wird auf die Fragen, die sich Macher, Leser und Betrachter des Heftes stellen. »Der Alltag«, der immer ein wenig auf der Kippe steht zwischen Bedeutungshuberei und frecher Präsentation des Selbstverständlichen in uns und um uns herum, füllt keine Lücke im Zeitschriftenangebot, sondern indiziert diese Lücke. Und das ist doch mehr. (»Der Alltag« ist zu beziehen über Verlag Der Alltag, Walter Keller, Postfach 331, CH 8031 Zürich.)

LITERATURSTREIT

Ein kleiner Literaturstreit lodert seit einigen Wochen in der Schweiz: Ist der Bündner Schriftsteller Reto Hänny, bekannt durch seine 80er Schrift »Zürich, Anfang September« mit seinem neuen Roman»Flug« versuhrkampt oder nicht? Der Redakteur der Zürcher WochenZeitung Fredy Lerch weist in einer Rezension nach, daß der Sprachrebell von Tschappina, »offensichtlich stumm geworden durch die Volten und Schrauben eines Literaturbetriebs, dem er es recht machen will, vor lauter Sprachkunst seine eigene Sprache langsam verliert«. Dazu karrikiert Stephan Dädalus alias Niklaus Meienberg Hannys siebenseitiges Resümee von Joycens Ulysses und kommt zum Schluß, daß Hänny zur deutschen Sprache ein »ganz & gar ruches Verhältnis« hat und sie »rammt wie ein Sturmbock das Stadttor oder wie ein Püntner Steinbock die Gems«.

Das war der Schweizer Literatur-Chickeria zuviel. »Starallüren und Selbstdarstellung« kommentierte die konservative Zeitung »Der Bund«. So mit einem Literaturkollegen umzugehen, »da tar me nöd«. Adolf Muschg, Literaturprofessor an der Technischen Hochschule in Zürich, warf gegen die linke WochenZeitung erzürnt den Blitzstrahl der Ent-Abonnierung und donnerte in einem Leserbrief. »Als Stephen Dädalus kühlt Niklaus Meienberg sein Mütchen an einer Kollegenarbeit ab, die er nicht verstehen will, um sie ohne Rücksicht auf Tatsachen verhöhnen zu können«.

Mißverstanden und verhöhnt fühlt sich Muschg auch in eigener Person. Denn als er vor einem Jahr vom Zürcher Stadtpräsidenten mit den Worten »Wir müssen uns die Dissidenz der Künstler leisten« den Literaturpreis (20.000 Franken) erhielt, glossierte Giacomo Meyerbeer alias Niklaus Meienberg: »Da 1984 die Winterhilfe der Stadt Zürich an bedürftige Leute (Einkommen unter 1300,- monatlich) im Zeichen von Sparmaßnahmen gestrichen wurden, ist Prof. Muschg heuer für den Notgroschen besonders dankbar,«

TOTENTANZ VON BASEL

Das Irre an der Reihe »Die bibliophilen Taschenbücher« bei Harenberg: neben all den Leckereien für das Auge, die, zu reichlich genossen, auch eine ganz gewaltige Übelkeit bewirken können, finden sich immer wieder auch wichtige Bände. So jetzt HAP Grieshabers »Totentanz von Basel« (320 Seiten, 29,80 DM) in einem Nachdruck, der das üppige Format der Originalausgabe zwar verkleinert, aber die diffizilen Farben nebst der ins Holz geschnittenen Schrift so originalgetreu wiedergibt, daß es eine Freude ist. Der Band, 1966 erschienen in einer Auflage von gerade 3.333 Exemplaren, ist längst eine Legende. Man kann sich nun wieder ein Bild machen.

KLARE ANTWORT

Nachdem sich diejenigen hierzulande, die etwas betreiben, was sie für Filmkritik halten, einig waren, daß Ciminos Am Jahr des Drachen« mindestens ein ganz passabler Film, eher noch ein bißchen mehr sei, darf man sich doch wohl mal erlauben, kurz zu zitieren, wie der französische »Nouvel Observateur«, der ja nun alles andere als radikal ist, mit dem Schinken umging: »Ist der König der Arschlöcher ein Amerikaner?« fragte das Blatt in der Titelzeile, um im Untertitel zu antworten: »Wenn man den letzten Film von Cimino gesehen hat, kann die Antwort nur heißen: JA.«

Ach, Hamburg

Was für ein Spiel! Da hatten mich am Mittwochabend Freunde fast dazu überredet, meine Lieblingskicker, die Erdgasler aus Gladbach, am Bildschirm im Stich zu lassen und zum 'Fall Botho Strauß' ins Kunstgewerbemuseum mitzugehen, - aber wer sagt's denn? Instinkt: Man hat ihn oder man hat ihn nicht. Fünf goldene Tore und eins schöner herausgespielt als das andere. Zugegeben, ich hatte auch Hummelsbüttel gegen Lurup nicht ausfallen lassen für sowas, (auch wenn die Ex-HSVer Hädien und Mannebach langst nicht mehr die alte Kralle haben). Denn was hatten schon fünf ehrenwert eingeflogene Herren noch groß beitragen können zu einem Fall, zu dem die große Frauke Samsa in KONKRET 12/81 langst das Nötige gesagt hat? Nur, wer liest schon, was eine Frau schreibt? Und eine Kassandra noch dazu...

Mit Botho Strauß ist es wie mit AIDS. Einiges ist durchaus erstzunehmen an ihnen. Aber der Betrieb, der sie beide gemacht hat, laßt die Finger erst von der Krankheit, wenn die Viren schon vor sich selber kotzen.

Es ist schade um Hamburg. Und seine Kulturförderung. Geld, böser Wille und schlechter Geschmack sind da - und trotzdem will nichts glücken. Darin haben Dohnanyi und seine Zigarettenbürscheln - man sollte sie wegen Verschleuderung von Steuergeldern mit einer nassen Mütze aus dem Dammtor jagen - gerade so ein leichtes Händchen wie die Personalpolitiker vom HSV: Für abgebrannte Stars von draußen - heißen sie nun Beckenbauer, MacGhee, Plessers oder Zadek-findet sich in Hamburg immer noch ein Plätzchen, wo sie den Strahl zerteilen können, den sie einmal geworfen haben. Nur: teuer müssen sie schon sein. Apropos: Wie hoch ist eigentlich die Ablösesumme für Thomas Bernhard? Für eine letzte Saison in Hamburg reichen die Konjunktive wohl doch noch?

Ach, Hamburg. Du, der Vaterlandsstädte weltläufig-dümmste, soviel ich sah.

Hermann Peter Piwitt

Run auf Fassbinder

1981 hatte der Verlag der Autoren Fassbinders Stück »Der Müll, die Stadt und der Tod« in einer bescheidenen Auflage von 1000 Exemplaren herausgebracht, 1984 war das Stück zusammen mit »Die bitteren Tränen der Petra von Kant« in der neuen Theaterreihe des Verlages in einer Auflage von 4000 Stück erschienen und nur schwer verkäuflich gewesen. Jetzt, nachdem das Stück in Frankfurt abgesetzt ist, wurde die Nachfrage so gewaltig, daß der Verlag mittlerweile 2000 Exemplare nachdrucken ließ (110 Seiten, DM 16,-).

Schwarz in Farbe

Sie spricht: »Ich wollte Ihnen sagen: Das Kino glaubt festhalten zu können, was Sie jetzt in diesem Moment tun. Sie aber, von da, wo sie sein werden, wo auch immer es sei, ob Sie sich nun mit dem Sand verbündet haben sollten oder mit dem Wind, mit dem Meer oder mit der Mauer, mit dem Vogel oder mit dem Hund, Sie werden sich darüber im klaren sein, daß das Kino dazu nicht imstande ist.« Davon handelt »Atlantikmann«, ein kurzer Text der Marguerite Duras, die jetzt so sehr en vogue ist mit ihren glatteren Neuheiten. »Atlantikmann«, entstanden 198 1, ist der eingesprochene Text eines 42minütigen Films, der über weite Strecken schwarz in Farbe gedreht ist. Zu sehen ist nichts, zu hören ist eine Liebesgeschichte. Der Rest kommt vom Zuschauer. Beider Uraufführung in Paris warnte Marguerite Duras die Zuschauer in einem Text in »Le Monde«: »Riskieren Sie nicht hinauszugehen, gehen Sie gar nicht erst hinein. Das richtet sich auch an einen großen Teil der Journalisten, die über meine Filme zur Tagesordnung übergehen; sie sollten sich nicht verpflichtet fühlen, dahin zu kommen; es ist nicht der Mühe wert, Artikel zu schreiben, die einem die Lust nehmen, ins Kino zu gehen und die Zeitung zu lesen und die ihnen selber, diesen Journalisten, unrecht tun.« Bei Stroemfeld/Roter Stern liegt jetzt der Text vor, 56 Seiten, 16,- DM, deutsch und französisch. Man kann ihn lesen, wenn man den Film schon nicht sehen kann.

MURPHY FOR PRESIDEN

Ober die Ausbildung US-amerikanischer Studenten an US-amerikanischen Universitäten gibt eine Meinungsumfrage Auskunft, in der 4000 Studenten befragt worden waren, wen sie denn um liebsten zum Präsidenten hätten: die meisten plädierten für Eddi Murphy, dann erst, auf dem zweiten Platz, kam der Schauspieler, der das Amt jetzt innehat. Auf den weiteren Plätzen folgten: Prince, Sylvester Stallone, Clint Eastwood, Bruce Springsteen knapp vor Madonna.

Ein Leben

Ein Buch ist zu preisen.

Das Buch: Ellen Kuzwayo. »Mein Leben - Frauen gegen Apartheid« (subrosa Frauenverlag, Westberlin 1985, 320 Seiten, 29,80 DM)

Die Preisung: »Ihre absolute Ehrlichkeit ist bewegend. Sie scheut sich nicht, jenen Aspekt des Rassismus zu beleuchten, der nur selten von seinen Opfern eingestanden wird: die moralische Zweideutigkeit, die Unterdrückung mit sich bringt. Wir müssen uns unsererseits ragen, was das wohl für eine Gesellschaft ist, die eine so strikte und integre Frau sagen läßt. 'Ich bin bestürzt darüber, daß ich mit zunehmendem Alter feststellen muß, daß sich meine Einstellung geändert hat. Wenn ich heute in der Zeitung über den Raub von Tausenden von Rands durch schwarze Räuber lese, wünsche ich mir, daß sie nicht gefaßt werden.' Dieses Buch ist das ehrliche Bekenntnis einer wundervollen Frau. Für mich gehört sie zu jenen Menschen, die mich an ein neues und anderes Südafrika, das unter ihren Händen entsteht, glauben lassen.« Schreibt Nadine Gordimer. Zweifel sind, zu Recht, nicht zugelassen.

KUBRICKS VIETNAM

Stanley Kubrick hat jetzt mit den Dreharbeiten zu seinem schon lange vorbereiteten Vietnam-Film »Full Metal Jacket« begonnen, der den Weg eines US-Amerikaners von der Rekrutierung bis hin zur Schlacht um Hue wahrend der Tet-Offensive im Jahre 1968 darstellt. Kubrick dreht den gesamten Film auf einem abgewrackten Industrie-Gelände im Londoner Osten. Um wenigstens ein wenig fernöstliches Kolorit zu inszenieren, sind einige spanische Palmen auf dem britischen Ruinengrundstück eingepflanzt worden. Man darf gespannt sein. Kubricks »Paths of Glory« (Wege zum Ruhm, 1957), auch ein Kriegsfilm, ging den Machthabern in Frankreich so gegen den Strich, daß sie über Jahre hinweg eine Aufführung in Frankreich verboten. Wehrkraftzersetzung und so.

Reihenweise

Über **Upton Sinclair** spricht zur Zeit jeder; eines seiner wichtigsten Bücher ist - 48 Jahre nach dem Original, acht Jahre nach der deutschen Erstausgabe - als Taschenbuch erschienen **(Am Fließband, Rowohlt, DM 9,80).** In der Geschichte vom besessenen Bastler Henry Ford, der zum Autokönig der USA aufsteigt - eher Langzeitreportage als Roman -, verbindet sich Dokumentarisches mit Fiktionalem zu neuer Erkenntnisqualität. Manche Passagen geraten durch ihre Schlichtheit in die Nahe zum Kitsch, aber durch andere, kühl reflektierende, wird das mehr als wettgemacht. Da sich das wahre Leben heute gern hinter Sachzwängen und Strukturkrisen, Vermögensbildung und Mitbestimmung verbirgt, ist die Präsentation des Kapitalismus im Urzustand von hohem didaktischen Wert. Geändert haben sich eh nur die technischen Details.

Wenn ein Ruhrgebiets-Kleinverlag Bergmanns-Geschichten ediert, riecht das nach Werkkreisjubiläum oder Arschlederromantik. **Jochen Meier** hat zwar eine ideale Werkkreis-Biographie, auch die Themen sind einschlägig **(Der Einfahrer, Klartext, DM 16,80),** aber seine Texte sind zum Glück nicht unterm Kuratel der schreibenden Studienräte entstanden. Der erste Teil (Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit) schwankt noch zwischen Präzision und Rührseligkeit, wirkt insgesamt ein bißchen angestaubt; die Geschichten des zweiten Teils beweisen, daß man übers Ruhrgebiet auch anders schreiben kann als Max von der Grün oder Elke Heidenreich. Sie beeindrucken durch Klarheit und Witz, wirken wie Vorstudien zu einem Roman, der offenkundig dadurch verhindert wurde, daß für den Verfasser das Schreiben nie eine Alternative zur Arbeit war. Ein seltenes Beispiel authentischer Arbeiterliteratur.

Obwohl die Reihe der Angestellten-Romane immer langer wird, sind gute Bücher rar. Die meisten Autoren erzählen von ihrem kargen Leben - in einer Sprache, die aufs Unglücklichste mit dem Thema korrespondiert. Von zwei wichtigen Ausnahmen gibts neue Taschenbuchausgaben: **Christoph Heins Drachenblut (Luchterhand, DM 12,80)** wurde schon vor zwei Jahren viel gelobt. Ich fürchte, daß viele begeisterte Leser das Buch zur Pflege der eigenen Melancholie mißbrauchen. Da eine jüngst erschienene West-Variante zum Thema (Georg Heinzen, Uwe Koch: Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden, Rowohlt) einschlägigen Erwartungen besser gerecht wird, sollte man den wahren Qualitäten der DDR-Novelle neue Beachtung schenken. Nicht Stoff fürs Selbstmitleid liefert Heins rücksichtslose Schilderung der alltäglichen Verhärtung, sondern Anstöße für eine Aufweichung. Nur wer die verzweifelte Hoffnung auf eine Änderung nicht aufgegeben hat, kann so etwas schreiben.

Martin Walsers Roman **Ehen in Philippsburg (Suhrkamp, DM 10,-)** ist noch älter. Daß das Buch von der Literaturkritik der 50er Jahre in die »Nahe zur Pornographie« gerückt wurde, sollte keine falschen Hoffnungen wecken. Eher sollte beunruhigen, daß Walsers Bilder aus dem Kulturbetrieb der Nachkriegsgesellschaft für die 80er Jahre noch gelten. Mode, Autotypen, Trinkgewohnheiten und Medien mögen sich geändert haben. Die Interessen derer, die sie kultivieren und nutzen, sind gleich geblieben und die Karrieren auch. Ein Roman über die Fundamente der Bundesrepublik, der beweist,

daß politische Literatur über Privates möglich war/ist. Vielleicht ist die Neuausgabe sogar für den Autor ein Anlaß, mal wieder drin zu blättern.

Helmut Ortner (Bankräuber. Abenteuerberichte und -geschichten, extrabuch, DM 15,80) läßt die Freiberufler zu Wort kommen. Beigetragen zu seiner originellen Anthologie haben »Bankräuber, Detektive und andere Leute«, teils mit fiktionalen, teils mit autobiographischen Texten ' Der Band bietet keine Anleitung zum perfekten Bankraub, aber interessante Einblicke in die Nöte eines oft idealisierten, im Grunde anachronistischen Gewerbes. Welcher Bankbenutzer hat sich nicht schon in die Rolle des Räubers geträumt? Kaum einer kann sich vorstellen, wieviele Ängste und logistische Probleme damit verbunden sind. Risiko und Ertrag stehen in keiner vernünftigen Relation. Aber der Status des betrügerischen Bankbesitzers (vorgestellt am Beispiel Herstatt) ist für die meisten halt unerreichbar.

New Age-Eltern (Mutter: »langjähriges Studium der Makrobiotik«, Vater: Mitinitiator der österreichischen Alternativbewegung«) haben ihr Embryo gezwungen, zwischen der 25. und 31. Schwangerschaftswoche »sensitive Kommunikation« mit ihnen zu treiben; sie haben alles »originalgetreu, unmittelbar wahrend der Durchgabe« aufgezeichnet und zum »eindrucksvollen literarischen Zeugnis« erklärt **(Manuel-David Coudris: Ich kann sprechen, Goldmann, DM 12,80).** Daß ein österreichischer Embryo mit der deutschen Sprache Probleme hat, ist logisch, daß der Telepathie-Streß in einer Frühgeburt endete, naheliegend; wenn aber die Mutter-Phantasien zum Zentrum gesellschaftlicher Alternativen hochstilisiert werden, wird's zynisch: »Viele Babys kommen jetzt bewußt in diese Zeit - nach Angaben der Vereinten Nationen sind es jährlich über 100 Millionen. Diese Kinder der Zeitenwende werden bald aktiv an der Transformation unseres Lebens teilnehmen.« Ein paar Millionen verhungern zwar vorher, aber aus makrobiotischer Sicht ist das vielleicht ein schöner Tod. Vom New Age kann selbst Heiner Geißler noch eine Menge lernen.

Our Owen-Dorf

Die einstige Wirkungsstätte des englischen utopischen Sozialisten Robert Owen (1771-1858) wird vor dem Verfall bewahrt: In New Lanark, einem kleinen schottischen Dorf vor den Toren Glasgows, werden die Gebäude einer Mustersiedlung renoviert, die Robert Owen für die Arbeiter der örtlichen Spinnerei, die er von 1800 bis 1829 leitete, anlegen ließ und damit, wie Engels später schrieb, »die Leute in menschenwürdigere Umstände« versetzte. Owens Versuch, die Gesellschaft insgesamt nach dem Muster der Kolonie New Lanark zu reformieren, gelang nicht.

Fortsetzung folgt

Während der Zürcher »Tages-Anzeiger«, die auflagenstärkste Abonnementszeitung der Schweiz, bekanntgab, daß das Blatt künftig keine Fortsetzungsromane mehr veröffentlichen werde - auf dem Buchmarkt, so die Begründung, gebe es ein »so großes Angebot an Büchern und Taschenbüchern, daß jeder Leser selbst entscheiden kann, welche Art von Roman er lesen wolle« - überraschte der »Corriere della Sera«, größte Tageszeitung Italiens, mit der Mitteilung, daß des Blatt, noch einer Pause von 100 Jahren, wieder einen Fortsetzungsroman veröffentlichen werde: es handelt sich um »Das Parfüm« von Patrick Süskind, der in Italien in etwa so bekennt ist, wie er hierzulande vor noch gut einem Jahr war: überhaupt nicht.

PREMIERENWOCHE

Nach dem Vorbild der französischen »Filmfestspiele« - an einem Tag im Jahr kann jeder, der eine Kinokarte kauft, eine zweite Person kostenlos mit ins Kino nehmen - versucht Unifrance Film international, der die Promotion des französischen Films im Ausland obliegt, auch in der Schweiz Werbung und Stimmung zu machen für den französischen Film. Zusammen mit schweizerischen Filmverleihern und Kinobesitzern offerierte man Ende November in zahlreichen Kinos insgesamt 17 Filme der neueren französischen Produktion innerhalb einer sogenannten Premierenwoche. Die Besucher dieser Filme erhielten mit dem Kauf der Eintrittskarte einen Gutschein, der eine 50prozentige Ermäßigung beim Besuch des nächsten Films gewahrte.

GRÜN-ALTERNATIVES KINO

Die Hamburger Grün Alternative Liste, GAL, hat eine Kulturfachgruppe. Warum auch nicht. In der Kulturfachgruppe sitzen »grüne Kulturarbeiter«. So was gibt's. Die haben eine »Bestandaufnahme zum Thema 'Film und Kino'« erarbeitet. Naja. Bemerkenswerte An- und Einsichten werden dort verbreitet: »Natürlich müssen Filme so gemacht werden, daß sie ihr Publikum auch erreichen und daß es sie annimmt. Schlechte Filme will niemand sehen. (Aber alles, was kaum gesehen wird, kann hervorragend oder nötig sein; dies zur Klarstellung). Daß zu oft am Publikum vorbeiproduziert wird, mag damit

zusammenhängen, daß die Filmemacher zu sehr auf Preise und Feuilleton zu achten gewohnt sind und sich ein lebendiger Dialog zwischen Herstellern und Konsumenten nicht entwickelt.« Das ist schon böse. Doch es kommt noch böser: »Das Hamburger (SPD-)Filmbüro will Leute im Rahmen von bezuschußten Produktionen ausbilden, also vor allem praktisch lernen lassen. Wir begrüßen diese Idee schon allein deshalb, weil wir keine eigene haben.«

Konkret 01/86, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Am siebenten Tage, als der HErr schon ruhte, vollendete W. Biermann, der sah, daß es nicht gut war, SEin Werk:

Ich teile die Menschen nicht ein in Kluge und Dumme, Genies und Mittelmaß, sondern in aufrichtige und tapfere Menschen und in Schweinehunde.

Ich danke meinem Schöpfer. Er hat es genommen, er hat es mir gegeben. Aber muß ich nun grunzen oder darf ich bellen?

Ihre »Friedensfähigkeit« lassen sich die Zeitungen des Konzerns von keinem bestreiten, wenn nicht gerade ein Schlachtschiff der US-Marine vor Kiel und dem Korrespondenten der »Welt« festmacht:

Punkt zehn Uhr morgens lichtete die »Iowa« am Sonnabend die Anker. Das Ufer entlang zum Ehrenmal Laboe wieder schwarz vor Menschen. Ein »Farewell« dem Eisenberg, der seine Fans acht Tage lang wie magnetisiert hat. Mehr als 50.000 haben sich auf seinen Decks geballt - gebannt von dieser einzigartigen Verdichtung von Eisen und Stahl, fasziniert von einer fremdartigen Legierung aus waffenstarrender Bedrohung, scheinbarer Unbesiegbarkeit, Kraft und tödlicher Eleganz.

Die einzigartige Verdichtung der fremdartigen Legierung erzeugt Berge von Wasserleichen. Und Berichterstatter von tödlicher Eleganz.

Der Druckfehler des Jahrzehnts, aus der »TAZ«:

... während Bubis die Hausbesetzer heruntermacht und gut deutsch die Hegelverletzung dort verurteilt...

Bange Frage an den Setzer-. Verlief diese Hegelverletzung auch gehaltfrei?

»Mikroben machen Geschichte, immer noch«, schrieb der »Spiegel« und animierte seinen Leser R. Augstein zu neuen Entdeckungen:

Es gibt keine Abrüstung, es gab sie nie, es wird keine geben. Der Mensch ist zur Abrüstung nicht gemacht, und damit auch nicht, auf Dauer, zum Überleben.

Oh Mensch, was für'n Pech aber auch! Hoffen wir also auf die Mikroben, und ein bißchen auf die Russen,

weil die Gorbatschow-Leute keinen Gürtel mehr haben, der kurz genug wäre, ihn noch enger zu schnallen.

Wie kurz muß ein Gürtel sein, damit er enger geschnallt werden kann? Sattler machen Geschichte, schon wieder.

Der Chefredakteur des »Stern« hat sich inspirieren (oder infizieren) lassen:

So arg lang liegt es nicht zurück, daß Ronald Reagan, der militanteste Präsident, den die Vereinigten Staaten seit langem hatten, die Sowjets beschuldigte, »jedes Verbrechen zu begehen, zu lügen und zu betrügen«, um ihre weltrevolutionären Ziele zu erreichen. Daß die Sowjetunion das »Reich des Bösen« sei, daß sie auf den »Müllhaufen der Geschichte« gehöre - das war bis, sozusagen, gestern seine Meinung.

Oder, genauer.- Das war seine Meinung bis zu einem Montag im letzten März. An diesem Tag erfuhr er von seinen Ärzten, daß er Darmkrebs habe. Noch am selben Tag schrieb er einen versöhnlichen Brief an Michail Gorbatschow.

Männer mit Mikroben machen Geschichte. Und R. Winter hat es ganz allein herausgefunden.

Professor Raddatz legt seine Rehabilitationsschrift vor. »In Zukunft nur Ratten noch« kündigt aber nicht seinen Wechsel in die Redaktion des »Kleinen Tierfreund« an, sondern den neuen Roman von Günter Grass, den Raddatz in der »Zeit« vorstellen darf:

Drei Jahre hatte sich Günter Grass eine »Schreibpause« auferlegt. Aber in ihm arbeitete der Dichter eben doch weiter. Grass konnte den Schriftsteller in sich nicht zum Schweigen bringen.

Raddatz auch nicht. Nur vier Wochen nach dem Unfall im Frankfurt-Weimar-Express will es heraus:

Jetzt liegt das Resultat vor.- ein großer Roman von ungewöhnlicher Kraft,- ein Prosaentwurf geradezu explosiver Phantasie; eine Unheilprophetie säkularen Ausmaßes. Ein Buch des Endes.

Wenn nämlich der Platz auf dem Parnass vergeigt ist, will er doch auf den Waschzetteln unsterblich werden.

Nun ist Grass aber kein Pamphletist; er ist vielmehr ein bis zur Raffinesse virtuoser Artist.

Womit bewiesen wäre, daß Raddatz den Tucholsky zwar herausgegeben, nicht aber gelesen hat, und deshalb die bewegte Klage des Sprachkritikers über die Aufnahme des Wortes »Raffinesse« in den »Duden« nicht kennt. (»Raffinesse« ist eine dummdeutsche Wortballung aus Raffinement und Finesse, die den Charakter eines Produkts mit der Weise ihrer Herstellung durcheinanderschmeißt wie Kraut und Rüben.)

So ist der Roman auch keine Untergangslitanei, sondern ein gigantischer Disput - schon dies, spätestens seit Diderots »Rameaus Neffe«, probate Form der Dialektik der Aufklärung.

Schreber was here. Raddatz bringt es tatsächlich fertig, Dialektik mit Didaktik zu verwechseln. »Eine probate Form der Dialektik der Aufklärung« - als hätten Horkheimer und Adorno das Rezept verraten, wie man durch gigantische Dispute die Leute klüger machen könne, und nicht die innere Widersprüchlichkeit eines geistesgeschichtlichen Konzepts, der Aufklärung nämlich, analysiert, ohne freilich eine probate Form zu finden, die sie nicht gesucht haben. Raddatz, der von der »Dialektik der Aufklärung« nur gelesen hat, was auf einen Buchdeckel geht, gibt aber keine Ruhe:

Grass luxuriert nicht an jenem »Grand Hotel Abgrund«, das Adorno beschrieb...

Luxurieren heißt soviel wie schwelgen, und das kann man besser im als am Hotel. (Er sage nicht, »an« beziehe sich auf den »Abgrund«, sonst lasse ich ihn übers Hotel Bodensee rudern.) Dafür stammt das »Grand Hotel Abgrund« von Georg Lukács, der damit Adornos und der Frankfurter Schule Luxurieren treffen wollte, also ganz wie Raddatz sagt, nur umgekehrt. Der Herr Professor weiß wirklich gar nichts.

Das wird eine sonderbare Reise zu rätselhaft nördlichem Vineta - ei . n anderes Ende der vielen Enden dieses Buches. Doch Grass hält sie alle einander in der Schwebe.

Ein Ende der vielen Enden im Buch des Endes endet endlich: Bei Vineta (oder, dialektisch gesprochen: Winnetou) sehen wir sich einander wieder.

Wenn der Autor August Graf Kageneck heißt, hab ich schon ein Vorurteil, aber noch keine Gastritis:

Wer in Frankreich Linsengerichte mit den östlichen Machthabern sucht, der hat schon manchesmal gefunden, daß mit den eigenen Landsleuten nicht gut Kirschen essen ist.

Il Conte, per favore!

Die »FAZ« hat ein Phänomen entdeckt:

DDR-Literatur nach 1945

Die ist zwar ohne Kenntnis der DDR-Literatur vor 1945 nicht zu verstehen, aber um diese Vergangenheit drückt sich die »FAZ« wieder mal herum, weil sie nicht an die Aufsätze von Reich-Ranicki erinnert werden möchte, die 1944 in »Sinn und Uniform« erschienen sind.

Was will uns das »Handelsblatt« damit sagen:

Die Ausbildung von Werkschutzmitarbeitern ist nach wie vor ein zartes Stiefmütterchen.

Daß Fabrikbullen die reinsten Mimosen sind? Daß Schneewitchen sich nicht so anstellen soll? Die Sprache ist eine böse Königin, die den armen Handelsmann zur Strafe dafür, daß er den Börsenkurs in Verse setzen will, in glühenden Schuhen tanzen läßt.